

Berliner

Volks-Tribüne.

Sozial-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh.
Abonnementspreis für Berlin monatlich 50 Pf. pränumerando (frei in's Haus).
Einzelne Nummer 15 Pf.
Durch jede Post-Anstalt Deutschlands zu beziehen. (Preis viertelj. 1 Mk. 50 Pf.)

Redaktion und Expedition:
80. (26), Elisabeth-Ufer 55.
Ausgabe für Spediteure:
„Volksblatt“, Deuthstr. 3.

Inserate werden die 4spaltige Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet.
Vereins-Anzeigen: 15 Pf. — Arbeitsmarkt: 10 Pf.
Inseraten-Aannahme in der Expedition: Elisabeth-Ufer 55
Die „Berl. Volks-Tribüne“ ist unter Nr. 893 der Zeitungs-Preisliste eingetragen.

N^o 10.

Sonnabend, den 7. März 1891.

V. Jahrgang.

Aus der Woche. — Der Unteroffizier als Gesellschaftsretter. — Neues vom Anleihschwindel. — Heimstättenrecht. — Neuer Kurs. — Eine französische Einkommenstatistik. — Wer arbeitet, verdient auch. — Zur Kapitalkonzentration. — Gedicht. — Novelle. — Der russische Markt. — Etwas über Arbeitslosigkeit. — Geschlicher Wucher. — Die Lage der Müller. — Vom Reichstag.

Aus der Woche.

—ss—. Unter „Englische Tischzeit“ kündigte dieser Tage der Inhaber eines Tritotwaarengeschäfts seine Bereitwilligkeit an, einen Hausdiener aufzunehmen. Die englische Tischzeit bestand darin, daß der Arbeiter um 7 Uhr früh antreten mußte, von 2 bis 2½ Uhr frei bekam, um sein Frühstück einzunehmen, und daß das Geschäft um 9, auch um 9¼ Uhr Abends geschlossen wurde. Ob der Hausdiener auch jeden Abend die Oper besuchen mußte, wird nicht gesagt. Wenn es die großen, schönen Worte thäten, könnten wir dem getalmirten Englishman ein pikantes Gerächt verrathen. Es nennt sich Wellfleisch à la Magistrat und besteht der Hauptsache nach aus gefochtem, sinnigem Schweinefleisch mit Brähe à la discretion. Den Berliner Arbeitern schmeckt die Delikatessse so gut, daß vor einigen Tagen eine Versammlung der Stadtverwaltung angerathen hat, das Gerächt auf den Speisezetteln des nächsten Rathhausfestes zu stellen.

— Graf Ranzau, der Schwiegerjohn Bismarcks, wurde von München als Gesandter nach dem stillen Haag versetzt. Auf deutsch nennt man so etwas eine Kaltstellung. Nur ein Oberpräsident zeugt noch von verschwundener Pracht, sonst sind sie alle verwelkt und gebrochen, die Sprossen und Stützen des einst allmächtigen deutschen Hausmeierthums.

— Die Lehrer im Lande Koburg scheinen recht eigensinnige Leute zu sein. Was sich die dortige Obrigkeit nicht alles um ihretwillen zu kümmern und zu sorgen hat, ist einfach himmelschreiend. Nicht genug, daß ihre empfindsamen Häuse nur in seltenen Fällen Kragen und Kravatten tragen können, sogar in Hausstühlen kommen sie daher und haben sie einmal Stiefel an, so sind diese sicher nicht gewickelt. Nun, diesem Unfuge wird wohl noch zu steuern sein. Schulinspektor Hedenhahn ist bereits mit einem Erlaß dazwischen gefahren. Recht so! Der Geist des Widerspruchs, von dem jetzt die ganze Welt voll ist, muß gedämpft werden, wo immer er sich zeigt.

— Es wird weiter konfiszirt, durch dick und dünn. Man beschränkt sich nicht einmal mehr auf die Gegenwart; in der vorigen Woche wurde sogar „das Zwanzigste Jahrhundert“ erwischt. Seit den fünf Monaten seines Bestehens arbeitet dieses zur Abwehr des Sozialismus gegründete Blatt im Schweisse seines Angesichts mit geistigen Waffen in deutsch-baltischer Treue, und jetzt muß ihm so etwas passiren. O deutscheitlicher Idealismus wie geht es dir! Es ist wirklich nicht mehr schön in dieser Welt.

— Während der österreichischen Wahlbewegung ist unter der tschechischen Bauernschaft eine Bewegung zum Durchbruch gekommen, die eine stark sozialistische Färbung besitzt. In ihren historischen Wurzeln geht sie zurück auf die wirtschaftlichen Einrichtungen der „böhmischen und mährischen Brüdergemeinden“, jenen Schöpfungen des hussitischen Geistes, welche ungefähr dasselbe anstrebten wie die deutschen Wiedertäufer in Süddeutschland und den Alpenländern. Der Hauptvertreter dieser Richtung ist der Grundbesitzer Alphons Stastny in der Nähe von Tabor. Man nennt ihn in ganz Böhmen den Bauernphilosophen. Verständige erkennen in ihm den

einigen originellen slavischen Denker in Oesterreich. Der einfache Bauer hat auch Schriften sozialpolitischen Inhalts veröffentlicht. In der Ende der siebziger Jahre in Zürich erschienenen Monatschrift für Sozialwissenschaft „Neue Gesellschaft“ sind Beiträge von ihm zu finden. Mögen nun die Wahlen ausfallen wie sie wollen, das eine sieht fest, auch der neue österreichische Reichsrath wird, trotz aller Gegenwirkung der Regierung und des profitgierigen Manchesterthums, einen Hauch verspüren von der Heilslehre des geknechteten Proletariats, dem Sozialismus.

— In Norwegen hat das bisherige konservative Ministerium abgewirrhacht und einem demokratischen Platz machen müssen, ein ähnlicher Wechsel vollzog sich in Rumänien. Innerhalb eines Jahres wurden also beinahe alle bisherigen Machthaber der europäischen Staaten hinweggeschwemmt. Das ist doch eine Rechnung so glatt wie möglich. Der Zeitgeist reitet schnell, wer sich dem Renner Volk in die Fügel wirft, wird zertreten.

— Die Berichterstatler des Berliner Tageblattes hat man bis jetzt auch beim besten Willen nicht unter die männermordenden Beserker rechnen können. Seit die Dividenden mit dem Vaterland in Gefahr, seitdem durch unsere herrlichen Siege das Wort „schneidig“ zum Lieblingswort selbst unserer Schulmeister geworden ist, scheint sich auch das Jogar ändern zu wollen. Unterm 22. Januar 1891 schreibt der afrikanische Original-Korrespondent dieses Blattes, Herr Eugen Wolf, folgendes: „Hoffentlich bekomme ich die Erlaubniß mitzukommen.“ Wir meinten anfangs, es ginge gegen Flusspferde oder Rhinocerosse. Aber nein, es sind Eingeborene gemeint, die den Dr. Meyer, den Legation-Meyer, um einige seidene Unterkleider erleichterten. Herr Eugen Wolf, was gehen Ihnen die Schwarzen am Kilimanoscharo an? Dürsten Sie gar so sehr nach Anerkennung und Orden, dann gehen Sie als Wärter zu den typhusfranken Kohlenbauern nach Weisfalen. Mit der Wächstinte einen nackten Neger niederzuknallen, das imponirt uns noch lange nicht. Es geht ein Zug der Verrohung durch das deutsche Volk, aber er rührt beileibe nicht von der Sozialdemokratie her.

— Wenn es sich bei den Türken um Sein oder Nichtsein handelt, wird die grüne Fahne des Propheten entfaltet. Rehnlich scheint es sich für die katholischen Heerschaaren in Deutschland, mit dem Noch in Trier zu verhalten. Wie Eingeweihte behaupten, wird er immer dann ausgestellt, wenn etwas Großes im Anzuge ist. Das letzte Male sah ihn die katholische Christenheit im Jahre 1844, vier Jahre später ging ein politisches Erdbeben durch die Lande, der Deutschkatholizismus entstand und es kam das Lied auf: „Freifrau von Droste-Bischoering zum heiligen Noch nach Trier ging“. Feuer soll er, wie die Zeitungen schreiben, wieder ausgestellt werden. Wir haben natürlich keine Ahnung, welches Ereigniß daraufhin eintreten wird. Sollte am Ende der Thurm des Zentrums ins Wackeln kommen? Anzeichen sind vorhanden. Ganz-gescheidte trauen schon seit einiger Zeit dem Landfrieden nicht mehr. Zu ihnen gehört der Abgeordnete Konrad Fischer aus München. — Abonnenten-Fischer hat ihn der grobe Dr. Sigl getauft — und ist erst einmal das sich Dräden im Gange, dann geht es lustig weiter. Also, was rathen wir denn den Herren vom Zentrum gleich? Ja, wenn das so leicht wäre wie Forellenessen.

— „Hosprediger aller Deutschen“ nennen den Stöcker jetzt seine Getreuen. Das a. D. wäre auch noch anders zu verdeutschten. Politischer Prediger aller D — nein, aller Nichtgeschiedten.

— Die Rationalliberalen wollten Bismard in den Reichstag wählen. Der Ex aber meint, das ginge doch nicht an, er könne doch in Berlin nicht in einem unruhigen Hotel wohnen. Diejem Uebelstande wäre sehr leicht abzuhelfen. Es geht ja noch immer der Klingbeutel für die Bismarddenkmalpende herum. Wenn wir nicht irren, ist schon über eine Million beisammen. Dafür kann man in Berlin schon ein Haus erwerben, das sich

sehen lassen kann. Bismard ist damit gewiß einverstanden, er gab sich ja früher auch damit zufrieden, daß man ihm ein Gut schenkte, obwohl man ursprünglich ein Stiftungskapital zusammenbringen wollte. Und schließlich ein Denkmal ist ja ein Haus auch für den Alten im Sachsenwalde und seine Bewunderer.

— In Berlin besteht kein Nothstand. Im Gegentheil, die Leute zahlen noch immer viel zu wenig. Die Charitee erhöht vom 1. April an die Verpflegungskosten für Erwachsene von 1,75 Mark auf 2 Mark, für Kinder von 1,50 Mark auf 1,75 Mark. „Damit nun die städtischen Anstalten vor einer Ueberfüllung bewahrt bleiben“ hat der Magistrat ebenfalls eine Erhöhung für die städtischen Krankenhäuser beschlossen. Man muß nur wirklich „freisinnig“ sein, dann geht alles.

— Dem Kladderadatsch passiert ein Unglück nach dem andern. Unlängst hat man ihn in Neuß-Greiz Lobenstein für ein verkapptes demokratisches Organ gehalten und konfiszirt. In der Nummer vom 1. März verlegt das Blatt Pasitsch und die serbische Ministerkrisis nach Bulgarien. Sollten die bismardfreundlichen Redakteure des Blattes am Ende gar französischer Abstammung sein? Die für einen Redakteur des „Figaro“ nothwendigen geographischen Kenntnisse besitzen sie ja.

— Die Königin von England und der englische Kronprinz, Prinz von Wales, haben sich bei einer Schiffs-taufe in Portsmouth vor den versammelten Spitzen der „Feiristen“ Gesellschaft öffentlich gezankt. So etwas macht die Weltgeschichte erst pikant.

— Fürst Bismard wird Revolutionär! Er veröffentlicht in den „Hamburger Nachrichten“ einen Brief von sich aus dem Jahre 1848 mit der Bemerkung, daß „die darin ausgesprochene Gesinnung von dem Fürsten Bismard auch in seiner späteren Laufbahn und bis auf den heutigen Tag bestätigt sei.“ In dem Bericht steht aber: „Ich halte jeden Bürger eines freien Staates für berechtigt, seine Meinung gegen seine Mitbürger selbst dann zu äußern, wenn sie der augenblicklichen öffentlichen Meinung widerspricht; ja nach den neuesten Vorgängen möchte es schwer sein, jemand das Recht zu bestreiten, seine politischen Ansichten durch Volksaufregung zu unterstützen.“ Aber Otto! Welcher Leichtsin! Kennen Sie denn nicht den schönen Aufrührparagraphe? Was meinen Sie, wenn man Sie nun plötzlich sahste und einsteckte? Und was würden Sie gethan haben, wenn zu Ihren Zeiten etwa unjereins so etwas geschrieben hätte?

— Ein Spatzvogel hat die Nachricht verbreitet, daß Richter Bismard werden soll, und Eugen hat es auch geglaubt. Schrecklich, wenn wir diesen Volkstribunen an die Regierung verldren! Ein Requisit hat er übrigens schon für seine Würde: ein Staatsanwalt hat schon geglaubt, daß er eine Staatseinrichtung ist und einen unschuldigen Poetaster, welcher im „Deutschen Tageblatt“ ein Gedicht gegen den mächtigen Mann hat abdrucken lassen, wegen Richterlästerung belangt. Prinz Eugen ist natürlich sehr zufrieden damit. Der schreckliche Führer der gesammten bürgerlichen Opposition beschützt vom Staats-anwalt gegen ein — schlechtes Gedicht! Es ist doch noch nicht aller Humor aus der Welt verschwunden.

Der Unteroffizier als Gesellschaftsretter.

Ueberraschungen über Ueberraschungen! Früher wußten wir ganz genau, wie es mit uns stand; jetzt wissen wir heute nicht, wie es morgen kommen wird; den einen Tag sieht es aus, als ob die Sozialdemokraten bald hoffähig werden und mit Escarpins und seidnen Strümpfen an den Hoffeslichkeiten werden unterthänigst Theil nehmen dürfen, und den anderen Tag führt man Zwölfspänder gegen uns auf und ruft: Wenn ihr mußt, schießen wir los. Man kommt zu gar keiner Ruhe.

Die Rede des Kanzlers über den Unteroffizier als Gesellschaftsretter, hat uns sehr gewundert. Wir sind aus allen Himmeln gefallen — und wir hatten es uns in ihnen schon so hübsch behaglich eingerichtet! Wir hatten

schon so hübsche Rechenexempel aufgestellt: jetzt sind wir anderthalb Millionen, bei der nächsten Wahl haben wir drei, bei der dann folgenden sechs Millionen Stimmen; und wenn wir erst so stark sind, dann kommt Rothschild und übergibt Singer den Schlüssel zu seinem Geldschrank, die Unternehmer danken in corpore ab und bewerben sich bei Auer um die Ämter im Zukunftsstaat, Bebel und Liebknecht halten eine Konferenz mit der Regierung ab, und dann wird im „Vorwärts“ eine Erklärung erlassen: vom nächsten Ersten haben wir den sozialen Staat.

Wie grausam sind wir enttäuscht! Herr v. Caprivi hat kaltblütig unsere schönen Träume zerstört. Wie häßlich von ihm!

„Nachdem die verbündeten Regierungen darauf verzichteten, das Sozialistengesetz wieder einzubringen, waren sie sich über zwei Dinge klar: einmal, daß der Kampf gegen die Sozialdemokratie die ernsteste Frage der Zeit ist, eine Frage, die Jahrzehnte lang die Welt beschäftigt hat, und deren Erledigung des Schweißes der Edelstein werth ist; sie waren sich ferner darüber klar, daß, wenn auch ein Sozialistengesetz als solches nicht wieder eingebracht wurde, alle diejenigen Maßregeln ergriffen werden müßten, die im Laufe der Zeit sich als geeignet herausstellten, der Sozialdemokratie entgegenzutreten, sei es, daß man ihr den Boden unter den Füßen wegzieht, sei es, daß man den offenen Kampf aufnimmt.“

Zu diesem Zweck, meint Herr v. Caprivi, muß man die geeignete Soldateska haben; für die Soldateska aber ist der Unteroffizier von großer Bedeutung. Machen wir also den Unteroffizier zu einem zufriedenen Mann, füttern wir ihn, stopfen wir ihn, nudeln wir ihn, thun wir alles, damit er nur zufrieden ist; dann wird er mit Leib und Seele uns angehören; dann wird er bei einem eventuellen Straßenkampf auf Vater und Bruder schießen lassen — was ist ihm Vater und Bruder? Nudeln sie ihn? Nein, sie nudeln ihn nicht; aber der Staat nudelt ihn. Also nieder mit Vater und Bruder, es lebe der Staat!

Wenn unter den gegenwärtigen Verhältnissen die Erhaltung der Disziplin erschwert wird, so wird es noch viel schwerer sein, wenn wir Zeiten uns vergegenwärtigen, in welchen der Kampf gegen die Sozialdemokratie — ich will das Wort Kampf nicht einmal im Sinne von Schießen und Fechten gebrauchen — lebhafter wird. Meine Erinnerungen reichen noch in das Jahr 1848 zurück. Die Truppe trat damals in sehr schwierige Verhältnisse, aber sie war doch ungleich besser als heute; denn es war nicht eine lange Schulung zu Ideen, nicht die Erziehung einer Generation zu diesen verwerflichen Ideen vorangegangen, sondern die Ideen traten, wie wenn ein Vorhang fällt, vor das Volk, und es war das Gefühl in der Truppe: was wird nun? Da waren die alten Unteroffiziere den noch in keiner Weise sozialistisch angehauchten Mannschaften gegenüber in besserer Lage als die heutigen Unteroffiziere, wo die Sozialisten den Versuch gemacht haben, in die Armee einzudringen.“

Aber Herr v. Caprivi! Das durften Sie doch nicht! Was wird man sagen! Wird es jetzt nicht heißen: Sie haben gesagt, daß wir die Armee nicht gegen den auswärtigen Feind nöthig haben, sondern gegen unsere Mitbürger; daß die Kinder des Volkes, welche von ihren Familien genommen werden, damit man sie in Uniform steckt und im Schießen übt, daß die nicht gegen den „Feind“ gebraucht werden, sondern gegen das Volk selbst!

Und was werden Sie sagen, wenn man Ihnen erwidert: in ein Paar Jahren haben die Sozialdemokraten die Majorität im Reichstag, können sie den Maßnahmen der Regierung gesetzlichen Widerstand leisten! Oder meinen Sie, daß, wenn wir so lange gewartet haben, wir nicht auch noch die Paar Jahre abwarten können; und ein Paar Jahre dauert es ja nur, wenn nicht ein Krieg oder etwas Anderes die Entwicklung noch beschleunigt; meinen Sie, wir werden eine Revolte machen? So dumm sind wir nicht!

Was muß man sich nun denken, wenn man angesichts dieser Thatsache eine derartige Begründung der Unteroffiziersprämien hört? Muß man sich nicht denken: das ist die Vorbereitung zum Staatsstreich? Muß man nicht denken: wenn das Proletariat so weit ist, daß es seine Wünsche gesetzlich äußern kann, wird man ihm den Mund gewaltsam schließen und den Reichstag auseinanderjagen — nach berühmten Mustern?

Ein Staatsstreich war im Grunde das Sozialistengesetz schon, aber man konnte ihn noch gesetzlich überführen. Dieser Staatsstreich wäre die Offenbarung der nackten Gewalt. Und da würde ihm auch wohl die nackte Gewalt entgegentreten.

Aus der Zeit der Barrikadenkämpfe sind wir heraus. Die Revolution, welche die Regierung machen würde — wenn man den Worten des Kanzlers wirklich die Bedeutung unterlegen kann — müßte ganz andere, gewaltigere Kämpfe hervorrufen. Und dabei würden die Unteroffiziersprämien wohl nicht viel nützen. —

Aber was ereifern wir uns und was regen wir uns nur auf? Heute ist Regen, morgen ist vielleicht der schönste Sonnenschein, es ist ja Aprilwetter, das uns der „neue Kurs“ gebracht hat. Wir werden uns durch diese Witterungswechsel nicht hindern lassen und unseren Weg ruhig fortsetzen.

Neues vom Anleihschwindel.

M. M. Die 3 Prozent Anleihe ist gerade zugetheilt, und sofort steigt der Kurs von seiner Höhe auf das Niveau des ohnehin niedrig fixirten Emissionskurses herab. Ein Bruchtheil eines Prozentes noch, und er ist dort angelangt. Wie sehr wir mit unserer Beurtheilung des jammervoll aufgebauten Kartenhauses von Zeichnung ins Schwarze getroffen hatten, ist dadurch bewiesen. Verrauscht ist der Jubel, und der Katzenjammer beginnt. Die kleinen Zeichnungen bis 1000 M. sind so spärlich, daß sie der Rede nicht werth sind. Je höher die Summen, desto mehr Anmeldende. Wer da zu behaupten wagt, das sei keine Spekulation, das sei die reine Anlage, der macht einen salto mortale auf Kosten der Wahrheit.

Die von den privaten Zeichnungsstellen angemeldeten Beträge erreichten die Summe von über 10 Milliarden Mark. Da bei der Zeichnung bekanntlich eine Kaution von 5% zu erlegen war, so hätten diese 10 Milliarden 500 Millionen Mark Kaution bedungen. 500 Millionen Mark im Reiche anzubringen und zwar in wenigen Tagen und als Zeichnungskautions, das, behaupten wir, ist unmöglich. Und wenn es möglich hätte sein sollen, dann hätte der Kredit im ganzen Lande eine Anspannung auf's Aeußerste erfahren müssen, dann hätte die Beschaffung der 500 Millionen ihren Reflex zurückwerfen müssen bis in die feinsten Aedriehen des Verkehrs. Aber keine Spur von Aufregung war wahrzunehmen. Der Reichsbankstatus selber blieb in der Zeichnungswoche so stationär wie je. Also ist die Zeichnungskautions nicht aufgebracht worden. Und zwar aus dem einfachen Grunde nicht, weil nicht das Privatpublikum die eigentlichen großen Summen zeichnete, und nicht einmal die Berufsspekulation, sondern weil die Banken selbst sich den Humbug leisteten, für sich selbst und durch sich selbst den größten Theil der Zeichnungen zu bewerkstelligen. Das ist eine sehr wohlfeile Kellame einerseits, denn man konnte sich ja vorher genau sagen: „Wenn wir die Anleihe 42mal zeichnen, dann können wir auch nur den 42ten Theil zuertheilt erhalten.“ Risiko also haben wir nicht, und wir vollbringen durch unseren Zeichnungsrummel obendrein noch eine patriotische That. Da aber die Zeichnungsstellen selbst keine Kaution zu hinterlegen brauchten, wenn sie für sich selbst in ihrem eigenen Heim zeichneten, so brauchte die Zeichnungskautions nicht erst aufgebracht zu werden. Die einfache Folge dieses Zeichnungsscherzes muß sein, daß die Anleihe nicht im Publikum untergebracht ist und auch nur zum kleinen Theile spekulativ — ganz wie wir es voraus sagten — sondern daß das faktische Verfügungsrecht über die Stücke die Banken selbst haben. Nicht allein die als Emissionsstellen fungierenden 14 Banken, sondern auch alle größeren Banken des Platzes, welche so unvorsichtig waren, das Vielfache der faktisch bei ihnen angemeldeten Stücke zu zeigen. Nun, wir wünschen den Banken und den großen Firmen, daß ihnen die Anleihe nicht allzuschwer im Magen liegen bleibe. Vielleicht werden sie sie auch im Laufe langer Zeit verdauen. Herr Miquel aber braucht sich auf den Erfolg der ganzen Subskription nichts einzubilden. Er könnte sonst able Erfahrungen machen.

Damit auch der äußere Humor an dem Humbug nicht fehle, tobt nun die brave, fromme Kreuzzeitung gegen den Terminhandel in Staatsanleihen, und das Blatt der Großhändler aus dem Tempel in der Burgstraße, der „Berl. Börsen Courir“ legt hinwiederum für das Termingeschäft eine Lanze ein. Die Beiden merken garnicht, daß der Terminhandel in Staatsanleihen längst wieder schlafen gegangen ist. Er wird auch kaum wieder auferstehen. Denn nach oben ist an unseren Staatsanleihen nichts zu holen und nach unten — dazu sind sie noch nicht verwässert genug. Aber gemacht! Das Deutsche Reich ist ja ein Neuling unter den Europäischen Schuldenmachern. Nur so weiter, und man wird sich bald in Gesellschaft der Serben, der Türken, der Spanier, Bulgarien und Italiener befinden, eine nette Gesellschaft.

Heimstättenrecht.

I.

ss. Die Herrschaft der kapitalistischen Wirtschaft hat die Trennung des Arbeiters von den Produktionsmitteln zur Voraussetzung. Nur die „freie“ Arbeitskraft kann zu einer Waare werden, die unter dem Schein eines rechtlich „freien“ Kaufvertrages im Produktionsprozeß mehrwerthschaffend, d. h. unbezahlte Arbeit leistend, angewendet wird. Und thatsächlich bietet uns die Lebensgeschichte des Kapitalismus bis zur Stunde nur das ununterbrochene Schauspiel jenes Enteignungsverfahrens, anfangs unter Zuhilfenahme offenkundiger Gewaltmittel in Szene gesetzt, später durch den friedlichen Ausgleich einer „freien Konkurrenz“ auf dem Produktmarkt fortgesetzt.

Heut charakterisirt folgerichtig ein wildes Durcheinander der persönlichen und sachlichen Produktionsfaktoren das bereits erreichte Stadium jenes Mobilisationswerkes. Von der Scholle losgerissen fluthet heute eine millionenköpfige Arbeiterarmee ruhelos von Markt zu Markt, gleich ihren Erzeugnissen, den todtten Waarenmassen, der tollsten Spekulation und dem Zufall überantwortet, welcher unter der Aera der „freien Konkurrenz“ Angebot und Nachfrage fast allein reguliren. Seit die Entwicklung der Maschinerie einen gewissen Höhepunkt erreichte, hat die „Ueberproduktion“ an Waare Arbeitskraft mit der Ueberfüllung der übrigen Produktmärkte gleichen Schritt gehalten; dort wie hier herrscht eine

dauernde Absatzkrise, mit dem Güterreichthum ist die „Reservearmee“ gewachsen. Und während die herrschende kapitalistische Produktionsanarchie unaufhaltsam einer Katastrophe zutreibt, droht gleichzeitig die wachsende Fluth der Expropriirten die Expropriateure zu erstickten, droht eine wirtschaftliche und gesellschaftliche Sintfluth die bestehende Kultur des Kapitalismus zu vernichten.

Vergegenwärtigen wir uns dies, und besonders noch, daß die Loslösung der Arbeiterklasse von den Produktionsmitteln (hier wieder in erster Reihe von Grund und Boden) bereits zur endgültig vollzogenen Thatsache geworden ist, daß ferner der nur noch nominell zu den Besitzenden zählende Kleinbetrieb dem gleichen Geschick mit Riesenschritten zueilt; dann wird uns der von Abgeordneten der konservativen Partei eingebrachte Antrag auf Erlass eines Heimstättengesetzes nur ein Lächeln abgewinnen. Daß vorwiegend reaktionär gesinnte Junker, also die Nachkommen jener Raubrittersippe, die einst durch das „Bauernlegen“ die Beweglichkeit der Arbeiterheere am radikalsten gefördert haben, zu den Antragstellern gehören, ist der unfreiwillige Humor bei dieser an sich naiven Sache.

Zuerst, was wollen die Leute; ihre Agitationsbrochüre*) giebt uns auf Seite 10 eine kurzgefaßte Uebersicht.

„Wie ein derartiges Gesetz etwa beschaffen sein müßte, zeigt der Verfasser der oben erwähnten Brochüre, der einen derartigen Entwurf seiner Schrift angehängt hat. Danach darf die Maximalgröße einer Heimstätte die Größe eines Voll-Bauernhofes nicht übersteigen; die kleinste muß einer ländlichen Arbeiterfamilie außer der Wohnung auch die Produktion der nothwendigsten Nahrungsmittel ermöglichen. Der Besitz darf nur bis zur Hälfte des Ertragswerthes mit Renten verschuldet sein. Die Grundbücher sind gegen neue Verschuldung geschlossen. Die Heimstätte unterliegt nur der Pfändung bezw. der gesetzlichen Eintreibung der Schulden und deren Folgen, wenn die Forderungen aus der Zeit vor Errichtung der Heimstätte stammen und seit letzterer nicht drei Jahre verfloßen sind, wenn sie rechtskräftige Ansprüche von Versicherungen zur Errichtung der Heimstätten betreffen und wegen rückständiger Steuern und Renten. Die Heimstätte ist untheilbar und geht nur auf einen Erben über. Die Uebertragung bei Lebzeiten ist nur mit Zustimmung der Frau des Besitzers gestattet.“

Kurz gesagt: man will die fluktuirende Arbeiterbevölkerung wieder festhaft, den wandenden ländlichen Kleinbesitz wieder lebensfähig machen.

Die Motive und Ziele dieser Bestrebungen sind zum Theil vom engherzigsten Egoismus diktiert, zum Theil kleinbürgerlich-reaktionäre. Zu den ersteren rechnen wir die Fesselung des Proletariats an die Scholle, um als billiges, beliebig zur Hand befindliches Ausbeutungsobjekt des Großkapitals zu dienen; zu den zweiten die Rückkehr zur feudalen Betriebszersplitterung durch eine Unmasse selbständiger Kleinbauernwirtschaften.

Das Wesen der herrschenden kapitalistischen Produktionsweise ist — wie auch nicht anders zu erwarten — unseren Heimstättenmännern gänzlich unbekannt. Sonst müßten sie doch vor allen Dingen wissen, daß das Kapital nicht nur eine bewegliche und leichtbewegliche Arbeiterarmee, die es beliebig anziehen und abstoßen kann, braucht, sondern auch unausgesetzt in der „Reservearmee“ zu vergrößern sucht. Zu Zeiten mag die Ausbeutung einer ansäßig gemachten Arbeiterschaft vielleicht noch wirksamer betrieben werden können, als heute, im Prinzip ist das Kapital aber für eine Spekulation mit der Arbeitskraft, wie mit seinen übrigen Waaren und für volle Bewegungsfreiheit.

Aber auch die Stellung des Arbeiters im hieutigen Produktionsprozeß verlangt gebieterisch die letztere. Er muß leicht und schnell die Arbeitsmärkte auffuchen können, denn seine Waare Arbeitskraft ist für ihn ein werthloses Ding, für das er, um nicht Hungers zu sterben irgendwo einen Käufer suchen und finden muß. Bei einer etwaigen Nachfrage muß er ungehindert zur Verfügung des Kapitalisten stehen können. An eine feste, bleibende Heimstätte gefesselt, würde seine Arbeitskraft zu Zeiten gar keinen Preis haben. Im modern und rationell bewirthschafteten ländlichen Großbetriebe dürfte dies zum Beispiel während der 3 bis 4 Wintermonate der Fall sein.

Auch dies Bild hat zwar eine für das Kapital bedenkliche Rehrseite, da durch den Besitz einer kleinen Scholle einigermaßen unabhängige Arbeitermassen bei Streiks oder sonstigen Differenzen widerstandsfähiger wären als ganz besitzlose. Aber dieser Fall kommt vorerst nicht in Betracht, weil die schuldenfreie Erwerbung einer solchen Heimstätte für die Mehrzahl der jetzt Lebenden ein Ding der Unmöglichkeit bleibt.

Das moderne Industriekapital wird sich somit für ein Heimstättengesetz nie erwärmen, so sympathisch es sich auch öffentlich, aus Furcht vor dem „rothen Geipenit“, dieser Utopie gegenüberstellen mag, und das Proletariat hat erst recht Veranlassung, „läßt bis ans Herz“ zu bleiben. Diejenigen aber, die einzig und allein ein Interesse daran haben, sind die Großgrundbesitzer, die modernen Vertreter der kapitalistischen Plusmacherei in der Landwirtschaft. Ihnen lämen die freiwilligen Sklavenzwinger von Arbeiterheimstätten allein gelegen; und wieder ist es nur die Sehbarmachung der Arbeiterklasse, nicht aber die Sicherstellung der kleinen Grundbesitzer, was sie fordern. Das ist klar, der Auffaugung des Bauernlandes durch den Großgrundbesitz wäre ja durch den Schutz gegen Verschuldung ein wirksamer Riegel vorgeschoben. In einem Artikel der „Kreuzzeitung“ vom 14. Februar v. J. wird das auch ganz offen ausgesprochen:

„So ist denn kein (des Großgrundbesitzers) Sombart, der als Vater der Heimstättenutopie gelten kann, ein entschleden schätzbarer, aber, wenn wir Landwirthe ihm auch warme Anerkennung und Dankbarkeit für seine Bestrebungen zollen, so müssen

*) Heimstättenrecht, ein Recht für Jedermann. Berlin. Rich. Wilhelm. 1891.

wir doch der Regierung beifließen, daß sie in der Gesetzgebung (abgesehen von der Besiedelung der Moore) nur von der Schaffung der Arbeiter spricht."

Da der ganze Heimstättenplan, wie wir mehr und mehr sehen, in erster Linie für das platte Land berechnet ist, so wird es, um über seine Unrealisierbarkeit jeden Zweifel zu zerstreuen, nötig sein, daß wir vorerst noch einen flüchtigen Blick auf die gegenwärtige landwirtschaftliche Produktion und die durch dieselbe erzeugte Umgestaltung der ländlichen sozialen Verhältnisse werfen. Könnte das Heimstättengesetz die wirtschaftlichen Verhältnisse des flachen Landes reformieren, dann müßte es auch ernst genommen werden, richtet es sich aber nur gegen gewisse Wirkungen jener, ohne die Ursachen zu tangieren, dann bleibt es eine sozialpolitische Spielerei, die mit Volksküchen und Suppenanstalten auf eine Stufe zu stellen ist.

Die landwirtschaftliche Produktion hat ihren feudalen Charakter am längsten bewahrt. Das ist erklärlich, wenn wir die ungeheure Zahl von kleinen Einzelbetrieben betrachten, die sich bis in die neueste Zeit noch erhalten haben. Selbst die gewaltsame Vertreibung von der Scholle während der Blüthezeit des „Bauernlegens“ vermochte nicht, ein eigentliches ländliches Proletariat zu bilden, denn die freigesetzten Arbeitermassen strömten vorerst nach den städtischen Manufakturen. Die Feudalherrschaft, welche durch unausgesetzte Expropriation der Bauern ihren Besitz vergrößerten oder arrondierten, wurden zwar kapitalistische Waarenproduzenten, die vornehmlich Gütererzeugung für den Verkauf betrieben, aber sie produzierten noch nach den Regeln der feudalen Wirtschaftsmethode. Die schwer zugänglichen und schwer erreichbaren Absatzmärkte spornten nicht zu einer rationelleren und verbesserten Bewirtschaftung des Bodens, die Abhängigkeit des Ackerbaubetriebes von den Einflüssen der Natur auf die Bodenfruchtbarkeit und Vegetation beengte jede ausgedehntere Produktion, vor allem aber machte die Zurückhaltung des spekulativen Kapitals jede intensivere Ausbeutung des Ackerlands unmöglich.

Alles dies änderte sich, als ein Netz von Chauffeen und Eisenbahnen die Kulturwelt zu umspannen, die Zahl der Märkte sich dadurch zu vertausendfachen begann; die Fortschritte der Wissenschaft, Technik und Maschinerie dem Grundbesitzer zu immer vervollkommeneren Betriebsystemen befähigten und zuletzt auch das Kapital, durch diese Vorgänge und die allmähliche Bildung eines ländlichen Proletariats angepornt sich mit Heißhunger auf die Ausnutzung dieses neuerstandenen Objektes stürzte. Eine Neuerung folgte der anderen, neben kostspieligen Bodenmeliorationen ging ein Raubbau ohne Gleichen einher, ländliche Fabriken und Industriestablen schossen wie Pilze aus der Erde. Alle Neuerungen kamen jedoch ausschließlich dem Großgrundbesitz zu Gute, während sie gleichzeitig den Ruin des Kleinbesitzes beschleunigten. Die hypothekarische Belastung des letzteren, das einzige und letzte Verzweigungsmittel sich über Wasser zu halten, verdoppelte sich von Jahr zu Jahr. Kein Wunder, daß die besitzlosen Massen, trotz Auswanderung und Fortzug nach den Städten und den Industriebezirken, täglich neu anschwellen. Städ um Städ der schwerfälligen feudalen Welt wurde in der Strudel der kapitalistischen Kultur gerissen, das „stabile“ Kapital Grund und Boden haussirte und haussirte wie die papierene Garantiescheine einer türkischen Staatsanleihe. Das seit Jahrhunderten fest an seiner Scholle klebende ländliche Proletariat beginnt aus seiner Ersiarrung zu erwachen und langsam in Bewegung zu gerathen. Millionen verlassen die Heimath, Zehntausende pendeln als „Sachengänger“ oder Saisonarbeiter rastlos zwischen den ländlichen Betrieben hin und her, alle ausgerüstet vom Kapital, das die Massen loht und zurückstößt.

Die sorglose Ruh und durch Bedürfnislosigkeit genährte Behaglichkeit der „guten alten Zeit“ weicht der Existenzunsicherheit, die hinter der kapitalistischen Betriebsform lauert. Die Saisonarbeit und das Lohnsystem lösen die alten patriarchalischen Arbeitsverträge ab. Aus den „Herren“ und „Knechten“ werden Käufer und Verkäufer, die sich mit berechnenden Blicken des Mißtrauens gegenüber treten.

Neuer Kurs?

Gewöhnlich pflegen die Reisen der Monarchen eine ziemlich geringe Bedeutung zu haben; je mehr sich die Staaten aus den absolutistischen Formen befreien, desto mehr sind es die materiellen Interessen, welche ihre Politik bestimmen; und die setzen sich über die Köpfe der Regierenden hin durch. Im besten Fall ist also die Thätigkeit der Monarchen bloß von symptomatischer Bedeutung für die Entwicklung der Verhältnisse; in allen anderen Fällen hat man es mit bedeutungslosen Äußerungen einer depolitisierten Macht zu thun.

Bei uns in Deutschland sind die Verhältnisse noch nicht so weit; und namentlich ist es die auswärtige Politik, welche der Persönlichkeit des jeweiligen Regenten noch ziemlich viel freien Spielraum gewährt. Wir haben in der letzten Zeit die außerpolitischen Verhältnisse öfters berührt. Das Interesse der bürgerlichen und des proletarischen Deutschland verlangt gebieterisch eine Rußland feindliche Politik; denn wenn Rußland seine Entwicklung noch weiter ungestört fortführen kann, so wird es bei der Billigkeit der dortigen Arbeitslöhne und bei den natürlichen Reichthümern des Landes bald ein tödtlicher Konkurrent für das übrige Europa werden; bei der traditionellen Eroberungspolitik, welche es verfolgt, wird es

die ihm zunächst liegenden Länder unterjochen, sobald es stark genug ist; und in diesem Falle wären die Hoffnungen der Proletarier auf Befreiung wieder auf unabsehbare Zeit hinausgeschoben, während es bei der jetzigen politischen Lage vielleicht nur noch weniger Jahre bedarf, bis die Umgestaltung eintritt.

Aber eine solche Politik ist für Deutschland nur möglich, wenn es Hand in Hand mit Frankreich geht. Der Dreibund allein reicht nicht aus, namentlich wenn man an den schlechten Stand des Kredites der drei Staaten denkt, der im Kriegsfall geradezu von tödtlichen Folgen begleitet wäre.

Die Freundschaft mit Frankreich, so natürlich und selbstverständlich für zwei Kulturländer gegenüber einem Barbarenreich, hat Bismarck verschertzt durch die Annexion von Elsaß-Lothringen; ja, vielleicht hätte das gedemüthigte Frankreich selbst diese Wunde verschmerzt; aber der brutale Geselle hat zwanzig Jahre lang fast Woche für Woche Frankreich von neuem beleidigt, hat durch seine Reptilien und Spitzel den dummen Michel gegen Frankreich gehetzt, sodas dem Normaldeutschen der Haß gegen den „Erbfeind“ jetzt schon gewissermaßen im Blute liegt. Eine spätere Zeit wird authentische Enthüllungen bringen; jetzt kann man die Gründe nur theilweise mutmaßen; aber diesem Menschen ist alles zuzutrauen; und wer weiß, ob nicht der Oberspizelmeister selbst ein Spizel gewesen ist in russischen Diensten?

Die selbe Hegearbeit, welche in Deutschland gegen Frankreich begonnen wurde, wurde natürlich auch in Frankreich gegen Deutschland ausgeübt. Theilweise ist der Haß gegen Deutschland natürlich die Folge des Raubes von Elsaß-Lothringen und der Bismarck'schen Brutalitäten; theilweise sind es aber Individuen gewesen, die notorisch im russischen Solde standen, welche das Hege besorgten. Natürlich, das paßte ja dem Cäsar Caligula an der Nawa so hübsch in den Kram, wenn Frankreich sich zu ihm flüchtete und vielleicht sogar mit ihm gegen Deutschland kämpfen würde, damit er Europa mit der Zivilisation der Krute und der Kultur der sibirischen Verschidungen beglücken konnte!

Hier liegt offenbar eine jener Möglichkeiten vor, wo ein Monarch persönlich außerordentlich viel thun kann. Nach seinem Regierungsantritt, unter dem Einfluß Bismarck's, reiste der Kaiser noch nach Petersburg, und der Zar wurde dadurch in seiner Freiheit nur noch bestärkt. Jetzt hat sich die kaiserliche Politik plötzlich geändert, und es wurden zum ersten Mal nach dem verderblichen Krieg freundschaftlichere Beziehungen zu Frankreich angeknüpft. Freilich sehr zeremoniell und vorsichtig; in der Diplomatie giebt es kein herzliches: „Ich habe unrecht gehabt, seien wir wieder Freunde“; die Anknüpfung wurde zunächst auf dem Gebiete der Kunst gesucht. Der Kaiser richtete an die Wittve Meissonniers, des großen Malers, ein Beileidschreiben. Dann wurde die Kaiserin Friedrich nach Paris geschickt, gleichfalls unter Vorwänden der Kunst. Die Kaiserin Friedrich, über deren Gegenatz zu Bismarck sich in Frankreich ganze Legenden gebildet zu haben scheinen, war jedenfalls die geeignetste Person aus der kaiserlichen Familie.

Allein jetzt zeigten sich die großen Mängel, welche mit einer derartigen Erledigung wichtiger politischer Dinge durch bloße Personen verbunden sind. Wenn das ganze Volk seinen Willen ausdrückt, so ist kein Hinderniß möglich; wenn die deutsche und französische Nation sich einig erklären, so ist jede weitere Kunst verloren; bei der rein persönlichen Behandlung der Frage gewinnt aber die Intrigue eine ausschlaggebende Macht. Und es wurde auch in diesem Fall die politische Aktion durch eine Intrigue gestört, wie sie mutatis mutandis im vorigen Jahrhundert nicht besser hätte eingefädelt werden können.

Die Intriguen gingen von den zwei bekannten Seiten aus. In Paris mühten die bekannten russischen Spizel hegen und in Deutschland hegte Bismarck. Die Beiden arbeiteten sich Hand in Hand; in Deutschland wurden die russischen Hegeereien als Stimmung Frankreichs, in Frankreich die Bismarck'schen Hegeereien als Stimmung Deutschlands verbreitet. Was sich außerdem noch hinter den Kulissen abspielt hat, ist natürlich nur zu ahnen. So ist besonders auffällig, daß die Umgebung der Kaiserin diese zu allerhand Mißgriffen veranlaßte.

Der Mißerfolg der Reise bewirkte, daß die Stimmung der Regierung sofort wieder umschlug; auch ein Nachtheil des persönlichen Regiments. Als Erwiderung trat sofort die Verschärfung des Paßzwanges ein, die damit eingestandenermaßen als Chilane gekennzeichnet ist, und natürlich das Ihrige dazu beitragen wird, die Stimmung der Franzosen noch mehr zu verbittern. Die Franzosen haben ihre Antwort gegeben, indem die französischen Maler ihre Einwilligung zurückzogen, die Berliner Ausstellung zu besichtigen.

Bismarck und seine Genossen, die russischen Spizel, haben abermals einen Sieg davongetragen über die Kultur und haben wieder die friedlichen Hoffnungen der Menschheit vernichtet, das ist klar. Die gegenwärtige Regierung hat bei ihrem wohlwollenden Vorgehen wieder einmal eine Schlappe erlitten. Allein mit ein wenig Konsequenz hätte sie das vermeiden können. Entweder — oder! Das Eine oder das Andere! Bismarck froh vor Rußland und trat Frankreich mit Füßen. Es ist anzuerkennen, daß die gegenwärtige Regierung eine ehrenhaftere Stellung gegenüber Rußland einnimmt; aber dann muß sie auch konsequent bleiben in der Versöhnungspolitik gegen Frankreich. Und gerade jetzt wäre die richtige Stunde.

Nun, und wenn die Regierungen nicht einig werden sollten, der Tag ist ja nicht mehr fern, wo die Völker zu sprechen haben. Und wenn erst das deutsche Proletariat seine Meinung kund giebt, so wird es sich keinen Augenblick besinnen, und wird Seite an Seite stehen mit dem französischen Proletariat, das so oft für die Freiheit geblutet hat. Mögen die Regierungen uneinig sein; wenn es gilt für die Freiheit gegen die russische Knechtschaft zu kämpfen, so wird der französische Arbeiter neben dem deutschen das Schwert führen; und diese Einheit wird länger und besser halten, als alle diplomatischen Versuche.

Eine französische Einkommenstatistik.

Eine Einkommenstatistik veröffentlicht der „Moniteur des syndicats ouvriers“, die wir in Uebersetzung wiedergeben:

Die französische Bevölkerung setzt sich zusammen aus 36 970 681 Einwohnern, die sich folgendermaßen vertheilen:

Ländliche Bevölkerung	17 698 402
Nichtländliche	19 272 279
Summa	36 970 681

Die thätige Bevölkerung enthält 17 797 933 Personen beider Geschlechter. Unternehmer und Arbeiter, welche man folgendermaßen einteilen kann:

3 434 938	ländliche Arbeiter u. Arbeiterinnen, welche einen Durchschnittslohn von 578 Francs erhalten, macht zusammen:	1 985 394 164 Frs.
577 869	Arbeiter von Paris erhalten:	1 005 492 000 „
485 367	Arbeiterinnen v. Paris erhält.:	436 830 300 „
3 395 088	Arbeiter in den Provinzen erhalten:	3 356 841 350 „
2 458 540	Arbeiterinnen in den Provinzen erhalten:	1 327 611 600 „
10 351 802	Arbeiter erhalten Löhne:	8 320 169 414 Frs.
3 700 000	U. Rentiers u. Grundbesitzer, Pächter, Soldaten, Pfaffen, Geistliche, Beamten, Lehrer:	4 000 000 000 Frs.
1 683 192	Gutsbesitzer:	3 500 000 000 „
1 009 914	Fabrikbesitzer und Kaufleute:	4 000 000 000 „
1 053 025	Eigentümer, große Rentiers und freie Berufe, Advokaten, Redigier u. s. w. zusammen:	3 000 000 000 „
17 797 934	Menschen erhalten zusammen:	22 820 169 414 Frs.

Diese Ziffern sind die von Coste, was die Personen anbetrifft, die der Löhne und Einkünfte sind ein wenig abgeändert, aber nicht viel.

Leroy-Beaulieu, der kapitalistenfreundliche Nationalökonom sagte, daß es in Frankreich etwa 800 Personen giebt, welche ein Einkommen von mehr als 250 000 Frs. haben und ungefähr 20 000 Personen, bei denen es zwischen 50 000 bis 250 000 Frs. stände. Coste schätzt den täglichen Arbeitslohn folgendermaßen:

Ländliche Arbeiter und Arbeiterinnen, welche er auf 578 Frs. jährlich annimmt,	pro Tag 1,92 = 578 Frs. pro Jahr
Pariser Arbeiter	5,80 = 1740 „ „
Arbeiterinnen	3,00 = 900 „ „
Arbeiter in der Provinz	3,50 = 1050 „ „
Arbeiterinnen in der Provinz	1,80 = 540 „ „
Einkommen der U. Rentiers, Pächter u. s. w.	1081 Frs. pro Jahr
„ Gutsbesitzer	2080 „ „
„ Fabrikherren, Kaufleute	3960 „ „
„ groß. Eigentümer, Rentiers	2850 „ „

Um die jährliche Lohnhöhe festzustellen, haben wir die Zahl des Tagelohnes mit 300 Arbeitstagen multipliziert.

Für die Unternehmer, Rentiers u. s. w., haben wir die Summe der Einkünfte, durch die Zahl jeder angeführten Kategorien dividirt.

Das Einkommen der großen Fabrikbesitzer und der großen Kaufleute ist auf 3960 Frs. geschätzt; dies scheint uns aber sehr gering. Auch scheint das Einkommen der Groß-Grundbesitzer zu gering angenommen zu sein, das sich auf 2850 Frs. beläuft, wenn man den Luxus und den Wohlstand, in dem sie leben, sieht, die Erziehung ihrer Kinder, die reichen Mitgift, die sie ihre Söhne und Töchter geben.

Wie es nun auch sein mag, sicher bekommen die 10 350 000 Proletarier als Lohn die Summe von nur 8 320 000 000 Frs., während 9 700 000 Kleinbauern 4 200 000 000 Frs. und nur dagegen 3 746 000 Reiche zusammen 10 500 000 000 Frs. erhalten, wobei die Unkosten für Diensthoten mit unter der allgemeinen Summe der Arbeitslöhne angerechnet sind.

Wer arbeitet, verdient auch.

Arbeit ist des Bürgers Bierde, Segen ist der Räthe Preis!

Ein nettes Bild vom Verdienen giebt die Zusammenstellung der Tantidmen, welche die Direktoren von folgenden Banken erhielten:

	hat	jeder erhält
	Direktoren	Markt
Internationale Bank zu Berlin	2	175 000
Nationalbank für Deutschland	2	160 000
Deutsche Genossenschaftsbank	5	40 000
Berliner Handelsgesellschaft	3	235 000
Dresdener Bank	4	193 000
Diskonto-Gesellschaft	4	553 000
Bank für Handel und Industrie	8	93 000
Deutsche Bank	13	60 000

Woher kommt nun dieses Geld? Ein altes Wort sagt: „Arbeit ist die Quelle alles Reichthums.“ Ist es nun die Arbeit der Direktoren, welche diese ungeheuren

Gewinne verschafft? Man mag sich noch so sehr Mühe geben, die Gerechtigkeit eines solchen Systems nachzuweisen, auf Grund dessen solche „Löhne“ bezahlt werden, es ist umsonst. Solche Zahlen wirken recht aufklärend, wenn man sie z. B. mit den vom Amtsblatt des preussischen Handelsministers veröffentlichten Durchschnittslöhnen der deutschen Bergarbeiter vergleicht. Dieselben sollen per Schicht betragen in

	Wart
Oberschlesien (Kohlen)	2,50
Niederschlesien	2,60
Halle (Braunkohle)	2,70
„ (Kupfer)	3,—
„ (Salz)	3,50
Klausthal (Eisen)	2,20
Westphalen (Kohlen)	3,50
Saarbrücken	3,75
Nachen	3,—
Siegen-Rassau (Eisen)	2,50
Rechtsh. Rheingeb. (Eisen)	2,25
Linkes	2,20

Zur Kapitalkonzentration.

Das kommerzielle Fachblatt „Badstreets“ brachte vor einiger Zeit eine den Zeitraum von vier Jahren 1887—90 umfassende Statistik der in den Vereinigten Staaten und Kanada vorgekommenen Bankrotte. Diese Zusammenstellung erstreckt sich über nicht weniger als 72,637 Städte und Ortschaften, wovon 65,978 in den Vereinigten Staaten und der Rest in Kanada. Die Bankrotte vertheilen sich nun auf die verschiedenen Kapitalsgrößen in folgender Weise:

Kapital Klasse	1887	1888	1889	1890	Jahres-Durchschnitt
1 5000 u. weniger	87,40	87,40	90,00	89,70	88,63
2 5001 bis 49999	8,90	11,30	8,90	8,70	9,45
3 50000 „ 499999	1,30	1,11	0,10	1,30	0,96
4 500000 bis 999999	0,09	0,05	0,09	0,10	0,08
5 1000000 u. mehr	0,03	0,02	0,03	0,04	0,03

Diese Zahlen schildern uns in einer geradezu furchtbaren Sprache die Lage des kleinen Kapitals. Von je 100 Kleinkapitalisten, deren Vermögen 5000 Dollar

(20 000 Mk.) und weniger beträgt, gehen im Jahre nicht weniger als beinahe 87 wirtschaftlich zu Grunde, d. h. sie verlieren ihr Vermögen, sie werden Proletarier und kommen so aus der indirekten Abhängigkeit von Kapitalisten in die direkte.

So wird das Kleinkapital mit einer rasenden Geschwindigkeit aufgerieben.

Auch das Kapital bis zu 50 000 Doll. (200 000 Mk.) ist nicht konkurrenzfähig und wird, wenn auch langsamer als das Kleinkapital vom Großkapital aufgesogen. Jedes Jahr machen von 100 Geschäften dieser Klasse mehr als 9 Bankrott, d. h. 314mal mehr als es in der ersten Klasse der Fall ist.

Erst ein Vermögen von 500 000 Doll. (2 000 000 Mk.) ist einigermaßen konkurrenzfähig.

Leon Hiderberger, der Sozialdemokrat. Eine Erzählung. Preis 25 Pf. R. Gladbach, Verlag von K. Riffarth. 6—10 Tausend. Freunden unfreiwilligen Humors ist das Büchlein sehr zu empfehlen, das einen der wichtigsten Schwertschläge in dem „geistigen Kampf“ vorstellt.

Die nächste Nummer (II) wird zur Feier des zwanzigjährigen Gedenktages der Kommune auf

rothem Papier

erscheinen und gänzlich der Schilderung des Kommuneaufstandes in selbständigen und abgeschlossenen Artikeln gewidmet sein. Bestellungen auf die Festnummer nimmt die Expedition entgegen.

Große öffentliche Versammlung für Frauen und Männer

am Sonntag, den 8. März, Abends 6 Uhr, in den Zentral-Festsälen, Oranienstr. 180.

Tages-Ordnung: 1. Vortrag über: Die bürgerliche Gesellschaft. Referent: S. Bach. 2. Diskussion. 3. Verschiedenes.

Geselliges Beisammensein. Zu recht zahlreichem Besuch laden Genossen und Genossinnen ein Die Beauftragten.

Sozialdemokratischer Wahlverein des 6. Berliner Reichstags-Wahlkreises.

Große Versammlung

am Dienstag, den 10. März, Abends 8 Uhr, im Lokale des Herrn Knebel, Badstr. 58.

Tages-Ordnung: 1. Vortrag des Herrn Reichstagsabgeordneten Warm über „Fabrikinspektion.“ 2. Diskussion. 3. Verschiedenes und Fragekasten. — Gäste haben Zutritt. Der Vorstand.

Der Arbeits-Nachweis

der Klavier-Arbeiter

befindet sich jetzt Naunynstr. 78, im Restaurant Winker. Die Adressen-Ausgabe findet jeden Abend von 8—9½ Uhr u. Sonntags Vormittags von 10—11½ Uhr an Mitglieder wie an Nichtmitglieder unentgeltlich statt.

Die Arbeitsvermittlungs-Kommission.

Süd-

Deutscher Postillon



Dieser Klotz, überall gern gefundene Junge ist bereits 9 Jahre alt und sprüht von lebendiger Heiterkeit. Der „Süddeutsche Postillon“ bringt scharfsinnige ins Schwarze treffende Zeitgedichte und schwingt die Waage der Satire über die politischen und sozialen Schäden.

Der „Süddeutsche Postillon“ trägt sorgfältig den fernsten, herzerweichenden Humor, mit der gleichen Schmelze er sein Wesen durch die Bewegung laube der Dichtung und die blühenden Niederungen der Prosa.

Ein Stab ausgezeichneter Mitarbeiter steht dem „Süddeutschen Postillon“ zur Seite und die besten Zeichner, die trefflichen Künstler schmücken ihn mit prächtigen Bildern, die aus dem öffentlichen und privaten Leben herausgeholt sind.

Der „Süddeutsche Postillon“ verlässt nie den Anschluss, kommt stets am rechten Ziel und ist der Bestimmung aller Postgänger.

Der „Süddeutsche Postillon“ erscheint monatlich 1 mal und kostet frei ins Haus

vierteljährlich 40 Pf.

Jede einzelne Nummer 10 Pf.

Eingetragen im deutschen Postzeitungs-Katalog unter Nr. 3672 im Bayer. unter Nr. 661.

Redaktion und Expedition:

München, Senefelderstraße 4.

Zittau.

Die über Genossen Luxemburg von mir verbreiteten entehrenden Äußerungen nehme ich hierdurch bereuend zurück, nachdem vor dem Friedensrichter festgestellt wurde, daß meine Äußerungen über Luxemburg auf Irrthum beruhen und dieser sich erboten hat, jederzeit den Beweis für die Unwahrheit meiner Behauptungen zu erbringen. Zugleich erlaube ich, meine Äußerungen über Luxemburg nicht weiter zu verbreiten.

Carl Münch
Gastwirt und Destillateur.

Verein zur Regelung der gewerblichen Verhältnisse der Töpfer Berlins und Umgegend.

Dienstag, den 10. März, Abends 6 Uhr, in Gratweil's Bierhallen, Kommandantenstraße 77—79,

Ordentl. Mitglieder-Versammlung.

Tagesordnung: 1. Vortrag Referent: Herr Peus. — 2. Wahl einer Kommission zur Statistik. — 3. Ertragwahl eines Revisors. — 4. Verschiedene Vereinsangelegenheiten. Der Vorstand.

Probennummern gratis und franko.

Zentral-Organ der sozialdemokratischen Partei Deutschlands.

Vorwärts

Berliner Volksblatt.

Erscheint täglich außer Montags.

Eingetragen in der Postzeitungs-Preisliste für 1891 unter Nr. 6400. Abonnementen werden angenommen zum Preise von

1,10 Mk.

bei jeder Postanstalt für den Monat März.

Expedition: Berlin SW., Beuthstraße 3.

Etablissement Buggenhagen am Moritzplatz.

Sonnabend, den 14. März 1891:
Großer Wiener Masken-Ball

arrangirt von der Freien Vereinigung der Maurer Berlins und Umgegend.

Anfang 8 Uhr. Entree 50 Pf. Billets sind in sämtlichen Zahlstellen, sowie von jedem Vorstandsmitgliede zu haben. Kollegen und Genossen von Nah und Fern werden zur Betheiligung freundlichst eingeladen. Der Vorstand.

Genossen empfehle mein Gutgeschäft. Arbeite nur mit Fabrikanten, welche sich der Kontrollmarken deutscher Gutwacher angenommen haben. Bitte zu beachten: Köpenickerstraße 126, nahe der Adalbertstraße.

Adolph Kehr.

Herren- u. Knaben-Garderobe, Arbeitsjachen, Bestellungen nach Maß

empfehlen wie bekannt in reellster Ausführung und allerbilligsten Preisen
J. BAER, Berlin N., Gesundbrunnen, Badstr. 18, Ecke der Stettinerstrasse.

Bitte genau auf die Firma zu achten.

Verantwortlicher Redakteur: Paul Ernst, Berlin. — Verleger und Drucker: Maurer, Werner, Dimnick, sämtlich in Berlin SO., Elisabeth-Ufer 55.

Arbeiter-Gesang-Vereinen

halte zur Abhaltung von Festen folgende Kompositionen meines Verlags freundlicher Beachtung empfohlen:

Clem. Zahn: „Aufzug“. Gedicht von Georg Herwegh. Part. und Stimme 1 Mt., jede Stimme 15 Pf.

Clem. Zahn: Drei Lieder. Georg Herwegh: Das freie Wort. Heinrich Heine: Die Erleuchtung. Em. Geibel: Gondolera. — Part. u. Stimme 2 Mt., jede Stimme 25 Pf.

La Marseillaise: Deutscher Text von Rudorf. Arrangirt von G. Kirsch. Part. und Stimme 1 Mt., jede Stimme 15 Pf.

Carl Hunger: Colle Streiche. Großes humoristisches Potpourri. — Part. u. Stimme 2,60 Mt., jede Stimme 40 Pf.

J. Günther. Dresden, Biegel-Strasse 24. Buch- und Musikalien-Sortiment. Spezialität: Arbeiterlieder.

Photographisches Atelier von Gustav Stutz

Berlin, Landsbergerstr. 82. Hamburg. Spezialität:

12 Bistres-Graß- oder Kniebilder und ein wirkliches Cabinetbild zusammen Mk. 4,50.

Für Schnelligkeit und Haltbarkeit sowie hochfeine Ausführung wird garantiert.

Durch unterzeichnete Expedition ist zu beziehen:

Komplette Jahrgänge von 1890 der „Berliner Volks-Tribüne“.

Preis pro Jahrgang, ungebunden 3 Mark.

Ebenso I. und II. Halbjahr einzeln à Halbjahr 1,50 Mark.

Sämtliche Nummern sind in tadellosem Zustande und sieht zahlreichen Bestellungen entgegen die Expedition der „Berl. Volks-Tribüne“.

Berlin SO. 26, Elisabeth-Ufer 55.

Empfehle allen Freunden und Parteigenossen mein

Weiß- u. Bairisch-Bier-Lokal

August Günther, Wilschinerstraße 87.

Russisches.

Damburg, 16. Jan. In seinem letzten Brief über den Besuch in Friedrichshagen berichtet Herr Bremer über verschiedene Aussprüche des ehemaligen Reichskanzlers. „Hier erzählt der Fürst, um die grenzenlose Unwissenheit zu kennzeichnen, mit welcher ein russischer Kaiser seinen Unterthanen gegenübersteht, eine Anekdote aus dem Leben des Kaisers Nikolaus. Nikolaus sollte sich einmal nach ärztlicher Verschreibung einer Ueberweisung des Rückens unterwerfen. Er fand aber niemand in seiner Umgebung, dem er sich in dieser Situation anvertrauen wollte; in seiner Nothlage hat er endlich Friedrich Wilhelm IV. um Ueberweisung einiger preussischer Gardeunteroffiziere, welche nach der Ueberweisung reichlich Besuche wieder nach Berlin zurückkehrten. „So lange ich meinen Rücken ins Gesicht sehen kann, geht es mich“, habe Nikolaus gesagt, „aber mich von ihnen auf dem Rücken caracieren zu lassen, das riecht ich nicht!“ (Frankfurter Zeitung, Abendblatt, Samstag, den 17. Januar 1891.)

Wie grimmig weit reicht doch des Jaren Macht;
Som Amur bis zum Eismeer und nach Nemei;
Kaum kommt die Lunte, wird sie ihm vollbracht.
Ein gut Stück Welt ist seiner Fäuste Schmel.
Als lebensstark noch Nikolaus ah und trank,
Mit Vaterzorn noch sein Volk beglückte,
Ward einst die zarle Rückenansicht krank
Dem Jaren — nicht dem Volk, auf das er drückte.
Der Arzt besah den Schaden, gab den Rath,
Den allerhöchsten Rücken einzureiben;
Da purzelte des Jaren Ruth, er bat,
Doch etwas Innerliches zu verschreiben.
Fürwahr die Sache macht mir Angst und Qual.
Ich hab' derartige schon oft verschrieben.
Man hat dem Volk so oft ich es befohl.
Den Rücken sorgsam gründlich eingerieben.“
„Von vorne hab' ich meine Rücken gern;
So lieb' ich sie und kenne ihre Jinten.
Noch lieber zeig' ich ihnen mich von fern,
Doch nimmer zeig' ich ihnen mich von hinten.“
„Bei Jesus Christ, ich wäre ja verrückt,
Wollt' ich mich schuplos den Kanailen zeigen!
Ich schreibe ja mein eignes Todverdict,
Wenn sie mir hinten auf den Rücken steigen.“

Wohl blutigweit greift strenge Jarenhand,
Doch hat er, sich den Rücken einzureiben,
Niemand im weiten Reichthumland.
Er mußte ihn aus Preußen sich verschreiben.
Da borgt' er sich, als hunderten bewährt,
Zwei framme Gardeunteroffiziere,
Die rieben und verließen hochgeehrt
Die Rücken- und Palastreviere.
Freund Nikolaus stieg wieder auf den Thron
Und dachte: Sit auf Rücken nicht zu bauen,
Mein Berliner Vetter borgt mir schon,
Und dessen Leuten kann man trauen.

D. Hinrichsen.

[Nachdruck verboten.]

Die Nihilistenjagd

oder: Wie ein wirklicher Geheimer Rath Prügel bekommt.

Von Schtschedrin. Aus dem Russischen von Paul Styczinski.

Ah, wie führte ich mich damals auf!
Taschkent*) war noch nicht robert, im Westen, in
Polen war nichts mehr zu zivilisiren; wir hatten keine
Arbeit, aber die Lust zu Arbeit ließ uns nicht ruhen.
Es blieb nichts anderes übrig, als im „Innern“
Arbeit zu suchen.

Ich erinnere mich sehr gut: es war im Sommer.
Petersburg war am Rande des Verderbens: überall
herrschte eine wüste Verwirrung; eine Ueberschwemmung
folgte auf die andere; das Admiraltätsgebäude war
zerstört; man fürchtete, daß auch die Peterpaulsfestung
mit sammt dem Gefängniß weggeschwemmt werde. Die
Publizisten donnerten und schrien, an der Ueberschwem-
mung seien die Nihilistinnen schuld, die öffentliche Mei-
nung verlangte nach schneller Abhilfe und strenger Bestrafung
der Schuldigen. Es bildeten sich, wie es immer in
solchen Fällen zu geschehen pflegt, unter der Anführung
einiger Generale a. D. mehrere Gesellschaften zur Aus-
rottung des „Uebels“. Die Aktien waren bald vergriffen,
denn sie waren sehr billig. Wie im Jahre 1612 kam
das Volk auch diesmal auf den Gedanken, sich selbst, —
ohne Hilfe und Erlaubniß der Obrigkeit, — vom Unter-
gang zu retten. Es wurde ein Kreuzzug gegen die
Nihilisten und Nihilistinnen beschlossen; Kreuzfahrer
waren eine Unmenge nöthig. In die Reihen einer dieser
vielen Gesellschaften, die den Namen trug: „Verein zur
Aufrechterhaltung der Ordnung mit milden Mitteln“ trat
auch ich ein.

Ich brauchte nur gerufen zu werden, — ich war
sofort zur Stelle. Der General hatte gewöhnlich
noch gar nicht Zeit, den Mund aufzuthun, — da war
ich schon da und tänzelte um Se. Excellenz herum. Ich
mochte sein, wo ich wollte, — ich fühlte jedesmal, wenn
ich vermist wurde. Ja, ich fühlte es. Zuerst begann

*) Nach der Eroberung von Taschkent wurden die höheren
Polizeibeamten, die sich so kompromittirten, daß sie selbst für den
Dienst „Väterdens“ untauglich wurden, als Spione dorthin geschickt;
sie hatten die Aufgabe, an der Grenze von Turkestan die Opera-
tionen der Engländer zu überwachen. In seinen Satiren nennt
Schtschedrin diese Polizeihallunken „Taschkenter“.

Ann. d. Ueberf.

es mich zu quälen und zu verwirren, dann fingen die
Beine an, zu zittern, sich zu strecken, zu laufen, zu
rennen, und kaum war das Kommando erschollen: „Vor-
wärts! Marsch! Gott mit uns!“ — da war ich auch
schon da.

- Wohin soll ich gehen, Excellenz?
- Ach? Bist Du wieder da?
- Jawohl, Ew. Excellenz.
- Ich danke Dir; ich kann Dich brauchen.

So geschah es auch damals. Ich weiß nicht mehr,
in welchem Gouvernement ich gerade Ordnung machte,
aber daß weiß ich, daß ich keinen Heller in der Tasche
hatte. Und außerdem weiß ich auch noch, daß die Ver-
stöße gegen das Gesetz immer häufiger wurden.
Eine Trojka*) zu nehmen, sich mit drei bis vier Gläsern
gereinigten Schnapses zu stärken, sich zu bekrenzen, —
war das Werk einer Minute. Und dann fuhr ich:
lange, lange. . . In der That kam ich auch gerade
in dem Moment an, wo der General eine hinreichende
Rede hielt. Die Rede machte auf mich einen so mächtigen
Eindruck, daß ich mich noch jetzt eines jeden Wortes
entfinne, das der General damals sprach. „Meine Herren!“
— sagte er „wir sterben lieber, als daß wir unserm
Namen Schande machen!“ Er hielt inne, wurde roth
und fügte dann hinzu: „Meine Herren: ich bin kein
Medner, aber ich bin ein Russe von echtem Schrot und
Korn und als solcher sage ich Euch: Kinder, uns ge-
hört der Sieg!“ . . . Bei diesen Worten des Generals
erhob ich mich von meinem Plaze. Der ganze Empfangs-
saal war angefüllt mit Menschen verschiedenen Alters
und Wuchses, verschiedener Stände und Nationalitäten.
Offenbar war ich's nicht allein gewesen, dem die Arbeits-
lust keine Ruhe ließ. Alle drängten sich, stießen einander
an, warfen einander neidische, gehässige Blicke zu, denn
jeder fürchtete, mit leeren Händen auszugehen. Zuletzt
mußte der General, um etwaige Unglücksfälle zu ver-
hüten, ausrufen: „Meine Herren, nur Ruhe! Jeder
kriegt seinen Bissen! Ich brauche sehr viele!“ . . .
Dann wandte er sich an seine — Adjutanten und sagte:
„Es macht einem doch Freude, wenn man sieht, wie viele
Menschen, von edlen Gefühlen befeelt, unserm Ruf ge-
folgt sind!“

Unsere Namen wurden sofort verzeichnet, und es
wurde uns sofort befohlen, auf die Polizei zu gehen, von
wo jeder auf seinen Posten abkommandirt werden sollte.
Ich erinnere mich sehr gut, wie mir unter den Arbeits-
suchenden besonders ein Kerl auffiel und Respekt ein-
flößte: er war ein Tartare, drei Ellen hoch und ent-
sprechend dick; aus seinen Jügen sprach eine so düstere,
schreckliche Entschlossenheit, daß der harmloseste Mensch
sich zu jeder Schuld bekennen mußte, wenn er ihn nur
ansah.

Unser General betrachtete ihn lange mit Wohl-
gefallen. Als er jedoch merkte, daß diese Bevorzugung
eines Fremdlingen in vielen das Gefühl patriotischer
Eifersucht und Entrüstung wachrufe, beeilte er sich sofort,
uns in dieser Hinsicht zu beruhigen. „Meine Herren!“,
— sagte er, — „glauben Sie ja nicht, daß wir nur
Menschen von ungewöhnlich hohem Wuchse brauchen
können! Nein, — in unserm Geschäft finden Menschen
jeder Größe und Dicke Arbeit! . . . Nur eins verlange
ich unbedingt: alle müssen eine echt russische Seele
haben!“ Das Wort „unbedingt“ unterstrich der General
besonders.

— „Kann's auch ein Deutscher sein?“ — fragte je-
mand. Ein Lächeln glitt über das Gesicht des braven
Generals.

— „Ein Deutscher? Gewiß! . . . Ein Deutscher
kann's immer sein, denn ein Deutscher hat immer eine
russische Seele“ . . . sagte er begeistert und bemerkte, sich
wieder an seinen Adjutanten wendend: „O, wenn nur
alle Russen so echt russische Seelen hätten, wie sie meisten-
theils bei Deutschen anzutreffen ist!“ . . .

Der General versiel auf einen Augenblick in Nach-
denken und bewegte die Lippen: „Napoleon III. hatte
Recht“, — brummte er dann, „Wer ist ein echter Franzose,
fragte er sich in einer schweren Stunde seines Lebens,
und fand auch gleich die richtige Antwort: Ein echter
Franzose ist der, welcher meine Befehle erfüllt! Seitdem
er auf diese Idee gekommen war, ging alles gut!“

— „Jawohl, ganz Recht!“ — bestätigten wir alle
im Chor.

Endlich waren die Namen Aller verzeichnet. Es
stellte sich heraus, daß wir zusammen 666 Mann waren;
darunter befanden sich 400 Russen (also doch die Mehr-
heit!) 200 Deutsche mit russischen Seelen, 33 Ausländer
ohne Seele, aber mit starken Muskeln und 33 Polen.
Die letzteren wurden sofort aus der Liste gestrichen.
Kaum hatte es aber der General verkündet, als die Polen
mit der ihrer Nationalität eigenen Lebhaftigkeit und
Heißblütigkeit laut durcheinander riefen:

— „Wir sind auch Russen! Wir haben auch rus-
sische Seelen!“

— „Aber ihr seid Katholiken, meine Herren!“

*) Ein mit drei Pferden bespannter Schlitten.

erhigte sich auch der General, — und das kann ich auf
keinen Fall dulden!“ . . .

— „Ach, was sind wir für Katholiken! — Wir gehen
ja nie in die Kirche.“

„Ah, dann sieht die Sache anders aus! . . . Aber
ich wiederhole noch einmal: Wehe dem, der lügt und sich
dann blamirt!“

Daraufhin befahl er, das gute Recht der Polen an-
zuerkennen und wandte sich an uns mit den Worten:

„Na, jetzt aber mit Gott, meine Herren!“

Mit diesen Worten verließ uns der Präsident des
Vereins und ging in sein Kabinet. Wir waren bezaubert.
Glücklich, zufrieden, verliehen, wir sein Haus und
unterhielten uns lustig.

„Ein wahrer Engel!“ behaupteten einige.
„Wie er des Menschen Herz und Seele kennt und
versteht!“ lobten ihn andere.

Ich persönlich war geradezu begeistert. Als ich
nach dem Balkin'schen Restaurant ging und einer Nihilistin
mit kurzgeschorenem Haar begegnete, die ein Buch unterm
Arm trug und mit den Abjagen fest und laut auftrat,
konnte ich mich nicht enthalten zu knirschen:

„Stiller, du S-i-j-au!“

Ja, — so begeistert war ich!

Warum ich das damals sagte, weiß ich bis jetzt
nicht recht. Wie es sich aber herausstellte, hatte ich eine
ganz richtige Ahnung, denn das Frauenzimmer wurde
blaß wie eine Leiche, nahm sofort eine Droschke und fuhr
davon, um dem Volksgericht zu entgehen. . . . Es giebt
einen gewissen Instinkt, der jedem Menschen zuflüstert,
was er in den schweren Augenblicken seines Lebens thun
soll. Ich habe noch nie bedauert, wenn ich auf die Ein-
flüsterungen dieses Instinktes hörte.

So war es auch diesmal. Scheinbar hatte ich nichts
gesagt, und doch zeigt es sich, daß ich sehr vieles gesagt
hatte. . . . Leider war ich sehr hungrig und hatte keine
Zeit, dem Frauenzimmer zu folgen. Dennoch freute ich
mich, daß ich sie wenigstens um ein Paar Kopfen brachte,
die sie dem Kutscher zahlen mußte.

Bei Balkin war eine ähnliche Versammlung, wie
vorhin beim General. Jeder von uns hatte nämlich etwas
Geld bekommen und wollte sich so schnell als möglich
für das unfreiwillige Fasten in der letzten Zeit ent-
schädigen. Sonderbarer Weise ließ sich jedoch fast Niemand
etwas Warmes reichen; die Meisten aßen kalten Aufschnitt,
geräucherten Fisch, und tranken dazu etliche Gläser
Schnaps. Der drei Ellen lange Tartare war auch da,
trank aber keinen Schnaps, sondern einen Krug saure
Schtschi und verzehrte ein Viertel Füllen. Nachdem er
den letzten Bissen hinuntergeschluckt hatte, wurde er sehr
nachdenklich, dann schläfrig und müde. Eine Zeitlang
konnte er garnicht die Augenlider bewegen. Viele be-
nutzten diesen seinen Zustand, um ihm ungestraft ein
„Schweinsohr“) zu zeigen.

„Ich glaube, wir werden meistens in der Nacht ar-
beiten müssen“, sprachen einige.

„Nun, natürlich! Am Tage kriegst du „ihn“ nicht,
selbst wenn du eine Nase hast, wie der beste Jagdhund.
Nachts ist das ganz anders. . . . Man geht, man schellt:
Ah, Freund — Kommang wu porteh wu, sagt man fran-
zösisch, oder auch deutsch: Wie viel haben zu gewesen?
Dann packt man den Hallunken am Schopf (die Kanailen
haben alle lange Haare!): Na, Monsieur, wollen Sie
vielleicht mitkommen! Widersetzen Sie sich nicht, gnädiger
Herr! Wi-der-se-zen sie sich n = nicht!“

„Ja, wenn er aber schon im Schlafzimmer ist?“
meinte der Ausländer, der nicht wußte, was für eine
Seele er hat.

„Wenn er schon im Schlafzimmer ist?“ griff
einer von den Anwesenden diese Frage auf. —
„Was schadet es, daß er schon im Schlafzimmer ist?
Das ist ja noch besser! Nur Kourage! Vielleicht fängt
man da gar noch eine interessante Nihilistin ein! . . .
Der Ausländer wurde roth vor Scham.“

„Was, Du wirst roth? O du armer, naiver Mensch!
Es fühlte meine Seele, daß du uns nicht viel Ehre machen
wirst. . . . So begreif doch — hier ist jeder Augenblick
eine Million werth — da darf man sich nicht den Kopf
darüber zerbrechen, ob er schon schläft, oder nicht! . . .
„O nein! . . . Ich — ich sagte nur so — Mir
ist das sogar sehr angenehm. . . .“

„Ja, ja, — nur so“. Sofort mußte du hingehen,
denn da ist keine Zeit zu verlieren!

„Und vorsichtig muß man zu Werke gehen:“ wurde
in einer anderen Ecke disputirt. — „Denn man kann
sich sehr leicht die Finger verbrennen. . . .“

„Ach, was sie sagen! Unmöglich!“

„Was heißt: „unmöglich!“ Ich habe persönlich die
Erfahrung gemacht, daß es durchaus nicht so „unmöglich“
ist, wie Sie denken, mein Herr. . . . Sehen Sie dieses
Mal hier? Ja? Sie denken vielleicht, es ist ein Mutter-
mal? Na, da irren Sie sich gewaltig.“

*) Die Tartaren essen bekanntlich kein Schweinefleisch. Wenn
man sie nun necken will, so zeigt man ihnen mit der Hand ein
„Schweinsohr“. Ann. des Ueberf.

„Meiner Ansicht nach ist es immer am besten, zuerst den Portier zu rufen“, sprach Jemand an einem dritten Tisch. — Nachdem man ihn eingeschüchtert, muß man ihm befehlen, den Weg zu „ihm“ zu zeigen. Weiß man erst, wo „er“ ist, dann ist es nicht mehr schwer, ihn zu fangen. — Nur darauf ist zu achten, daß alles mit der entsprechenden Schneidigkeit gethan werde, damit es einen um so größeren Eindruck mache.“

„Die Schneidigkeit ist doch aber ohne einen gewissen Lärm nicht denkbar. . . . Wie — wenn er davonläuft, sobald er den Lärm vernimmt?“

„Wohin soll er fliehen? Unter den Tisch, oder unter's Bett kriechen? Nun, dann zieht man ihn schon an den Haaren heraus. . . . an den Haaren, mein Herr!“

„Wenn „er“ sich aber das Leben nimmt?“

„Ha, ha, ha! So einer soll sich das Leben nehmen! Sie scheinen ja, mein Herr, die Leute gar nicht zu kennen! Wenn's ein edler Mensch wäre. . . . dann freilich. . . . was hat für einen edlen Menschen das Leben für einen Werth? . . . Diese Kunden sind doch aber keine edle Menschen!“

Mit einem Wort! Alle lärmten, Alle ereiferten sich. Nur der Tartare saß ruhig auf seinem Platz und schien ausschließlich mit der Verdauung der genossenen Speisen beschäftigt zu sein. Uebrigens hatte er schon die Kraft wiedererlangt, die Augenlider zu bewegen und den Kopf zu schütteln. Er stand auf, trat an's Fenster, sah auf die Straße, — den Newsli-Prospekt, — hinunter, erblickte einen Hund, von ruppigem Aussehen, der ein Bein gehoben hatte und am Trottoir stand, machte das Fenster auf, holte aus der Tasche einen mittelgroßen Stein hervor und warf mit ihm nach dem armen Hunde. Der Hund heulte und lief davon. . . . Um die Lippen des Tartaren spielte ein selbstzufriedenes Lächeln. . . . Da begriffen wir Alle, welche Rolle diesem Menschen in dem bevorstehenden Kreuzzuge beschieden war. . . . Alle wurden auf einen Augenblick mäschenstill. . . .

Ich hörte nur zu und fühlte, wie mir die Galle immer mehr überließ. Ich weiß nicht, ob der geneigte Leser jenes sonderbare, aufregende Gefühl schon einmal selbst empfunden hat, das mir immer neue Thatkraft zu verleihen pflegt. Zuerst glimmt auf dem Grunde der Seele nur ein Funke, um dann zu einer großen, hellen Flamme zu werden. Es drückt und quält einen auf Schritt und Tritt.

Was mich anbetrifft, so hatte ich, wie gesagt, mehr als einmal dieses Gefühl. Die Berathungen, die Erwartungen, die Zusammentünfte mit meinen Kollegen — alles das wirkte auf mich, wie ein geistiges Getränk und fachte meine Leidenschaft an. Je mehr ich mich in die gefährlichen Gespräche hineinhörte, desto mehr wurden meine geistigen Kräfte angespannt, desto mehr fühlte ich, wie sehr ich hassen konnte.

In diesem Gemüthszustande verließ ich das Balkin'sche Restaurant und wollte schon den Weg nach meiner Wohnung einschlagen, als ich plötzlich einen früheren Schulkameraden mir entgegengehen sah. Natürlich umarmten wir einander freundschaftlich und küßten einander. Dann kamen Fragen, Antworten, Erinnerungen aus früheren Zeiten. . . . Wir hatten Beide viel zu erzählen, denn wir waren früher sehr gute Freunde gewesen, waren dann auseinander gegangen, und hatten lange nichts mehr von einander gehört. Da sagt er plötzlich zu mir:

— „Ach, was sind das jetzt für Zeiten, mein Freund! Was für schreckliche Zeiten!“

Ich sah ihn groß an, denn mein Instinkt flüsterte mir etwas zu, er erschäufte den Blick und begriff alles in Nu.

— „D. h. versteh' mich nur gut, ich meine es nicht so. . . . ich meine nicht nicht, daß die Zeiten in dem Sinne so schrecklich seien. . . . — fuhr er fort und lachte mir sonderbar in's Gesicht. — Glaube ja nicht, daß ich auch. . . . Nein, so war's nicht gemeint. . . . Aber Adieu. . . . ich habe heute keine Zeit mehr!“

Er entfernte sich und ging immer schneller. Ich blieb wie angewurzelt einige Minuten an derselben Stelle stehen und biß lautlos an den Haaren meines Schnurbarts. Hätte sich in jenem Augenblick ein Abgrund an meiner Seite aufgethan, ich hätte mich ganz bestimmt hinab gestürzt! . . .

Diese S. — au!

(Fortsetzung folgt.)

Der russische Markt.

Eine weltwirtschaftliche Umschau.

IV

(Schluß.)

Das asiatische Rußland hat eine sehr dünne Bevölkerung auf sehr vielem an aufähigem Boden; es gleicht dem nordwestlichen Theile von Nord-Amerika, nördlich der Wasserscheide zwischen dem Golf von Mexiko und dem Eismeer. Wie in diesem Theile Amerikas die Flüsse in ein der Schifffahrt wenig zugängliches Eismeer münden, thun sie es in Sibirien, sind also zum Export der Produkte unbrauchbar. Wie jener Theil Amerikas sich sozusagen blühschnell entwickelte, sobald er Eisenbahnen erhielt, wird sich Sibirien wohl etwas langsamer, aber ganz sicher auch entwickeln. Ich spreche da etwas aus Erfahrung, denn während meiner fünfzehn national-ökonomischen Wander- und Lehrjahre habe ich selbst eine Landwirtschaft auf der zweiten kanadischen Steppe in offener Prairie angelegt.

Da werden nun in Sibirien, wie in den westlichen und nördlichen Staaten Amerikas es geschehen ist,

Bauernhöfe an jeder Eisenbahnstation entstehen. Diese werden sich zu Landstädten entwickeln. Zweigbahnen werden in die fruchtbare Steppe hineingebaut werden und dort die Produktion landwirtschaftlicher Erzeugnisse hervorbringen. Die Eisenbahnen gehen in Amerika dem Verkehr voraus, in Europa folgen sie ihm langsam. Sofort werden die Stationen amerikanische Getreide-elevatoren erhalten, in deren Nachahmung Rußland und Ungarn allen europäischen Staaten vorangegangen sind. Alsdann wird der Moment eintreten, in dem sibirischer Weizen auf unseren Märkten erscheint, wie es ein Mitglied des preussischen Oekonomiellegiums vorahmend in dessen letzter Sitzung sagte. In den Vereinigten Staaten ist die Bevölkerung in jener von uns berücksichtigten Periode von 1815 bis jetzt von acht auf dreißig Millionen, von 1880 bis 90 um zwölf Millionen gewachsen. Ähnliches ist in Sibirien auch möglich.

Der größere Theil der Einwanderer Sibiriens wird den russischen Ostprovinzen entnommen werden, ohne diese zu entvölkern. Die sibirischen Ansiedler werden Waaren gebrauchen und mit Vieh, Korn, Butter, Käse zu zahlen im Stande sein. Hier öffnet sich ein besserer Markt noch für die europäische Industrie, als es Amerika war, wenn die europäischen Mächte keine Eröffnung erzwingen, denn freiwillig läßt uns Rußland nicht hinein mit unseren Waaren. Wird dieser Markt nicht mit Gewalt erschlossen, so monopolisirt Rußland den asiatischen Waarenmarkt für die Industrie, welche es um Moskau und in russisch Polen bereits sehr leistungskräftig besitzt. Es braucht dann gar keine Waaren von uns und kann uns mit Lebensmitteln versorgen oder auch daran darben lassen. Auf letzteren Umstand muß ich eingehen.

Im Schlußkapitel des oben zitierten Werkes über Robbertus machte ich im Jahre 1880 darauf aufmerksam, daß Deutschland an Lebensmitteln passiv sei und in einem möglichen Kriege mit Rußland der Aus Hungerrung ausgekehrt sein würde, wenn Frankreich die Zufuhr aus Amerika abschneide. Es war System des Fürsten Bismarck, Angriffe, die doch — obgleich das sehr gefährlich war — zuweilen noch auf besonders grobe Fehler seiner Verwaltung gemacht wurden und sachlich nicht widerlegt werden konnten, durch Verdächtigung des Charakters des Anklägers zu beantworten; so überraschte mich denn auch ein durch die deutsche offiziöse Presse laufender Aufsatz mit dem sensationellen Titel: „Rudolph Meyer-Ephialtes“ nicht. Weil ich die Feinde Deutschlands auf eine Schwäche Deutschlands aufmerksam gemacht, sei ich Reichsfeind und Landesverräter. In einem später erschienenen Werke, auch am Schlusse, habe ich mich mit dem mir erwünschter Weise unbekanntem Offiziosus so abgefunden, daß die Sache zu Ende war.

In diesem Frühling publicirte Herr Friedrich Engels, heute der bedeutendste deutsche Gelehrte auf volkswirtschaftlichem Gebiete und durch seine Freundschaftsstellung neben Dr. Karl Marx auch ein über soziale Verhältnisse, die er seit 1845 studirt, weit besser unterrichteter Mann, als es irgend ein Minister des Aeußeren oder Professor ist und sein kann, in einer Londoner Monatschrift einen Aufsatz über russische Politik, in dem unter Anderem auch auf das chronische Lebensmitteldefizit hingewiesen wird, an dem das ganze außerrussische Europa leidet. Sehr originell ist — von der meinigen aus 1880 abweichend oder doch sie erweiternd, jedenfalls aber geistreicher als die meine — die Folgerung, welche Engels aus dieser Thatsache zieht: Er sagt nämlich, daß sie England einen ausschlaggebenden Einfluß in dem nächsten europäischen Kriege, den er, wie Karl Marx, sich als einen allgemeinen, nichtlokalisirten und für alle Monarchien und die kapitalistisch-bürgerliche Gesellschaft fatalen denkt, gebe. England könne alle Lebensmittelzufuhren aus Amerika und Indien und Aegypten vom Kontinent Europa's abhalten, und da Rußland, weil Krieg führend, nicht exportiren könne, so müsse die schrecklichste Hungersnoth in allen jenen Staaten entstehen, denen England die Lebensmittel abschneiden wolle.

Ich will nun noch weiter gehen und behaupten, daß ich auf Grund persönlicher und sorgfältiger Information in Washington fürchte, es werde sich vollziehen, was mir im Jahre 1881 ein Senator, der inzwischen Minister war und es wahrscheinlich im nächsten Kabinete wieder wird, sagte: „Die Vereinigten Staaten haben nur einen Feind, England, und nur einen natürlichen Verbündeten, Rußland. Allein der Moment, in dem beide Reiche den Krieg gegen England und seine etwaigen Verbündeten aufnehmen könnten, sei noch ferne und inzwischen müßten die Vereinigten Staaten sich vorbereiten und zwar auf jenem Gebiet zuerst, auf dem sie nicht durch die Eifersucht Englands gehindert werden könnten, dem der inneramerikanischen Kommunikationsmittel, Kanäle und Eisenbahnen. Alsdann würden die Vereinigten Staaten ihre Industrie durch den entschiedensten Schutzoll mit der englischen konkurrenzfähig machen. Sie würden amerikanische Dampferlinien aus allen amerikanischen Haupthäfen nach allen europäischen Haupthäfen konjesszioniren und so stark staatlich subventioniren, daß keine der existirenden europäischen Privat-Dampferkompagnien mit ihnen konkurrenziren könnte. Alle diese amerikanischen Dampfer würden unter Aufsicht von Marineoffizieren gebaut und kriegsfähig sein. Bis dahin werde Rußland seine sibirischen Bahnen ausgebaut haben und dadurch bündnisfähig mit Amerika werden; beide Mächte würden die englische Flotte aus dem Stillen Meer verdrängen und eine Kommunikation daselbst von Wladivostok nach San Franzisko offen halten.“

Ein großer Theil von diesem Programm ist schon

vollzogene Thatsache; man steht in Amerika vor dem letzten Schritt: Schnelldampfer sollen sechs Dollars pro Seemeile Subvention, also 7 bis 8000 Dollars oder die Selbstkosten der Reise zwischen Europa und Amerika, erhalten — die Vorlage existirt schon. Die anderen Programmpunkte sind ausgeführt. Rußland aber hat seine Eisenbahn vom kaspischen Meer 1500 Werst weit bis Samarkand vorgeschoben und befördert Arbeiter, die auswandern wollen, diese 1500 Werst vom Kaspisee ab für die Einschreibgebühr von 62 Kopelen, 1 1/2 Mark pro Kopf.

Der Moment, welchen jener amerikanische Staatsmann 1881 voraussah, wird kommen, und dann können wir den russischen Markt nicht mehr mit Gewalt öffnen, weil Rußland aus den Vereinigten Staaten Geld und Kriegsmaterial beziehen kann, so viel es braucht; Menschen aber wird es dann allein genug haben.

Sobald Rußland und die Vereinigten Staaten über das nördliche Stille Meer sich die Hand reichen, es mit ihren Flotten beherrschen werden, beherrschen sie Europa; sowie sie sich verbünden, demselben Lebensmittel nur dann zukommen zu lassen, wenn Europa ihnen gebührt und solche Preise dafür zahlt, als sie ihm abverlangen, dann können diese beiden Weltreiche einen Ausfuhrzoll auf Lebensmittel legen, und wir werden ihn bezahlen müssen, denn wir können sie nicht entbehren.

Diese Auffassung zukünftiger, doch schon in Abzählung begriffener Zustände dürfte wohl befremden und unseren sogenannten Staatsmännern und auch den Professoren der Nationalökonomie sonderbar vorkommen. Allein Männer, die wie Herr Engels und ich über die Lage der arbeitenden Klassen doch nachgewiesenermaßen viel studirt und geforscht haben, mußten schließlich auch auf die Frage, wie in Zukunft sich die Völker ernähren sollen und was dann aus der Lage der arbeitenden Klassen wird — kommen, und so sind sich denn hier der älteste der lebenden sozialdemokratischen und der älteste der lebenden sozialkonservativen Journalisten begegnet.

Nun ist es noch nicht soweit. In England hat sich Disraeli mit den Mitteln, Rußland zu bekämpfen, beschäftigt und Schüler von ihm arbeiten daran noch heute. Der bedeutendste seiner Nachfolger ist wohl Lord Lansdowne, der Generalgouverneur von Kanada war, als ich mich 1885 dort niederließ. Er betrieb damals den unendlich kostspieligen und schwierigen Bau der Kanada-Pacific-Bahn, durch die der Stille mit dem Atlantischen Ozean auf kanadischem Boden verbunden wurden. Die Halbblutindianer machten einen verzweifelten Versuch, den Bau zu stören. Mit Ruhe, aber Energie schuf Marquis Lansdowne ein Milizheer, das einige 1000 Kilometer weit von Quebec und Ontario in die Prairie am Fuße des Felsengebirges gesandt wurde, dort im Winter bei einer Kälte ankam, in der das Quecksilber friert, und im Sommer nach Befiegung der ortsfundigen, gut schießenden Feinde, bei 24 bis 30° R. zurückkam.

Jetzt ist nun nicht nur jene Eisenbahn vollendet, sondern es existiren auch zwei subventionirte Schnell-dampferlinien von England nach Oricanada und von British-Columbien nach China. England kann auf diesem seinem Wege Truppen in drei Wochen von England nach Ostibirien senden!

Nachdem der kanadische Indianeraufstand beendet und die Kanada-Pacific-Eisenbahn vollendet war, wurde Marquis von Lansdowne, der sich unter schwierigen Umständen vortrefflich bewährt hatte — in dem kritischen Amerika ist selbst jetzt noch nur Eine Stimme des Lobes über ihn — bevor noch seine Amtsdauer in Kanada (fünf Jahre) abgelaufen war, abberufen und zum Vicelkönig von Indien befördert.

Dort hat er die nördliche und westliche Grenze Indiens inspizirt und in aller Stille eine Armeereorganisation vollzogen. In Indien stehen etwa 60 bis 70,000 englische Kerntuppen und 250,000 indische Truppen, theils direkt unter Kommando englischer Offiziere, theils unter dem von Basallenfürsten. Diese indischen Soldaten wurden in ihren Garnisonsdistrikten erworben. Lord Lansdowne fand nun, daß der über 100 jährige Friede die Bevölkerung eines großen Theiles von Indien unfriederlich gemacht habe, und ordnete an, daß die Soldaten nunmehr aus den kriegerischen, oft sogar räuberischen Gebirgsstämmen an der afghanischen und Nordgrenze erworben werden sollen. England besitzt in Indien Eisenbahnen bis zum Kyberpaß bei Peshawar und bis Quetta durch den Bolanpaß; es kann durch Afghanistan gegen die Russen in Samarkand und durch Beladschistan gegen sie in Wecw operiren und, während es Sibirien an der Ostküste von Kanada aus angreift, kann es ein Heer auf die Grenze zwischen Europa und Sibirien einschleichen. Also:

Noch ist Europa nicht verloren! Wenn die Continentalstaaten ihre kleinen Indianer-Zwistigkeiten aufgeben, und Rußland hindern, Weltmacht und bündnisfähig mit den Vereinigten Staaten zu werden. Denn in diesem Falle wird Rußlands Nationalreichtum, wenn auch nicht ganz so schnell, als jener der Vereinigten Staaten, doch noch stärker als Rußlands Bevölkerung wachsen, auch seine Volksbildung wird sich entwickeln. Seine Armee nimmt schon jetzt nicht soviel Prozent der Bevölkerung, ihr Budget nicht soviel Prozent des Gesamtbudgets in Anspruch, als bei uns. Es braucht keine Waaren einzuführen, es wird deren wahrscheinlich sogar nach anderen Theilen Asiens als seine eigenen Besitzungen ausführen. Es wird viele Lebensmittel zur

Ausfuhr nach Europa übrig haben. Seine Handelsbilanz wird immer besser werden, seine Zahlungsbilanz sich herstellen, endlich aktiv werden. Alles dies ist in den Vereinigten Staaten geschehen, und ich habe ein Recht, Beachtung meiner Ansicht zu fordern, denn um 1870 habe ich in der „Berliner Revue“ die Konkurrenz Amerika's vorausbewiesen, jene Konkurrenz, die Bismarck zum Motiv seiner Kornzollpolitik diente.

Es kann nicht meine Sache sein, Vorschläge behufs einer Koalition des Kontinents von Europa und des Bündnisses mit England zur Eröffnung des russischen Marktes zu machen; aber ich muß sagen, daß die Idee, Deutschland solle Oesterreich-Ungarn gegenüber die Kornzölle ermäßigen und Rußland und die Vereinigten Staaten ungünstiger behandeln, mich bedauern läßt, daß Herr Oberbürger Lange nicht mehr die deutsche Zollpolitik beeinflusst. Sollte diese sonderbare Idee Wirklichkeit werden, so möchten die Regierungen jener beiden Reiche über einen Ausfuhrzoll auf Getreide sich einigen, oder die fünf bis sechs amerikanischen Großexporteure von Getreide, welche diesen Export beherrschen, möchten sich mit den nicht viel zahlreicheren russischen Exporteuren „kornern“, „sandzieren“, um die Preise höher zu treiben. Da Oesterreich-Ungarn lange nicht genug Getreide für das deutsche Bedürfnis exportieren kann, so werden wir den von Amerika und Rußland diktierten Preis zahlen müssen. Eine solche Politik würde auch die europäische Koalition nicht erleichtern.

Unsere ganze soziale Literatur ist veraltet. Sie geht noch immer von steigender Produktivität der europäischen Arbeit aus. Robertus' berühmte Reformforderung: „Steigende Produktivität der Arbeit, mit steigendem Lohn“, beruht auf dieser Voraussetzung. Der Streit dreht sich um eine Teilungsfrage, Teilung in den steigenden Ertrag der nationalen Arbeit zwischen dem Kapital und Arbeit, wobei die Sozialdemokratie den auf das Kapital fallenden Theil gleich 0 setzt, das Kapital die Arbeit auf den „nothwendigen Unterhalt“ beschränken möchte. Das ist gewiß recht wichtig und interessant; allein wichtiger ist doch die Entdeckung, daß die nationale Arbeit wahrscheinlich immer unproduktiver werden wird. Mich interessiert die zu theilende Hauptsumme zunächst, dann auch, aber auch dann erst das Verhältnis der beiden Theile derselben, auf deutsch: die Frage nach dem Markt ist wichtiger, als die Frage nach der relativen Höhe von Lohn und Zins.

Verreiten wir uns in soziale und nationale Zwistigkeiten, so diktiert uns Rußland in 20 bis 30 Jahren den Frieden, wie England den indischen Fürsten und Staaten den Frieden gebracht hat, nur gründlicher. O. Rußland ist sehr gründlich! Es wird uns sogar den Religionsfrieden bringen, denn die Knete ist daselbst als Religionsstifter bewährt.

Die Frage nach dem russischen Markt ist die Frage nach der religiösen, politischen und sozialen Unabhängigkeit Europas von Rußland.

Etwas über Arbeitslosigkeit.

„Was soll ich beginnen? Ich bin Familienvater, 50 Jahre alt, war stets im Leben fleißig und nützlich, habe seit vielen Jahren meine freie Zeit der volksthümlichen Sache gewidmet und jetzt bin ich seit Monaten arbeitslos, mittellos und freudlos. Was, Herr Redakteur soll ich beginnen?“

Diese Frage wurde jüngst schriftlich an uns gestellt. Wir saßen da und sann und grubelten darüber nach, was für eine Antwort wir dem Fragesteller geben sollten.

Aber mit dem besten Willen, mit der ehrlichsten Absicht, wir fanden keine passende Antwort.

Wir waren uns klar, daß unter obwaltenden Verhältnissen die einzig mögliche und auch menschliche Antwort die gewesen wäre, dem Unglücklichen eine Summe Geld zu schicken und ihm zu schreiben: „Hier, lebe und genieße!“

Aber derjenige, der Gefühls halber im Stande wäre, die Frage auf so einfache und praktische Weise zu lösen, hat meist nicht die Geldmittel dazu.

Und wir fuhren deshalb fort, unser Gehirn zu martern zur Lösung dieser Frage.

Da sah ein kleiner Junge, der schon längst mit Mitleid und Besorgniß unser Ringen mit der fatalen Sache beobachtet hatte, ein Herz und fragte:

„Mann des reifen Alters und der Vernunft, was quält dich so sehr?“

Ich antwortete: „Eine Frage, eine Frage!“

Er: „Eine Frage, welche Frage?“

Ich: „Ein Mann, der sein ganzes Leben hindurch brav und fleißig war, ist nun arbeits- und mittellos und droht ihm deshalb mit den Seinen Noth und Verderben. Er wünscht nun von mir zu wissen, wie er dem schrecklichen Verhängniß entgehen soll.“

Er: „Wo lebt der Mann?“

Ich: „In unserem eigenen Lande, in unserer Heimath.“

Er: „Weshalb arbeitet er denn nicht? Es liegt doch noch so viel Land brach und wartet nur der fleißigen Hände, um seinen Segen über uns anzuschütten.“

Ich: „Weil die reichen Leute das Land eignen und dem Armen es verwehren, sich darauf anzusiedeln und sein Brod zu erzeugen.“

Er: „Weshalb geht er dann nicht in die vielen leerstehenden Werkstätten und reinigt das Werkzeug von

Staub und Rost, und sägt und hämmert darauf los, zu seinem und zu Anderer Segen?“

Ich: „Auch die Arbeitsplätze gehören den reichen Leuten und sie lassen die Gebäude eher verfallen und das Werkzeug verrotten, als daß sie gegen ihre Konvenienz den Armen Gelegenheit zur Arbeit geben.“

Er: „Welchem Beruf gehört der arme Mann an?“

Ich: „Er ist ein Zimmermann.“

Er: „Ein Zimmermann? Jetzt habe ich es! Warum baut der Mann keine Häuser? Denn was noch nicht besteht, können die Reichen doch weder besitzen noch verwalten.“

Ich: „Du irrst dich. Die Reichen besitzen den Grund, auf welchem man Häuser erbaut und eignen das Material, das man zum Baue von Häusern benötigt.“

Er: „Somit hätte er gar keine Gelegenheit zur Arbeit?“

Ich: „Nein.“

Er: „Und es sind die Reichen, welche ihm diese Gelegenheit rauben?“

Ich: „Ja.“

Er: „Sind die Reichen stärker wie er?“

Ich: „Nein!“

Er: „Größer an Zahl?“

Ich: „Nein, geringer.“

Er: „Ja, aber jetzt habe ich das Mittel meiner Rettung gefunden: — Der Arme muß die Reichen bezwingen.“

Ich: „Dagegen ist der Staat.“

Er: „Der Staat? Was hat denn der damit zu thun?“

Ich: „Der Staat besteht hauptsächlich zu dem Zwecke, um die Vorrechte der Reichen zu beschützen.“

Er: „Dann muß der Arme eben die Reichen und den Staat bekämpfen.“

Ich: „Das ist richtig. Dies wird aber erst dann mit Erfolg geschehen können, wenn die Armen einig und dadurch mächtig geworden sind.“

Er: „Dann bringt sie doch zur Vernunft und Einigkeit.“

Ich: „Daran arbeiten seit Jahrhunderten die Besten aller Nationen; aber es ist eine zu mühevoll und wenig erfolgreiche Arbeit.“

Er: „Aber dennoch muß es geschehen!“

Ich: „Sicher. Was soll aber der arme Mann und viele Tausend Andere, die heute hungern und darben, beginnen? Die können nicht warten, bis die Armen sich durch Einigkeit Gerechtigkeit verschafft haben?“

Er: „Nun, dann muß er eben Nahrung, Kleidung und Wohnung nehmen, wo er sie findet. Unsere Vorrathskammern sind so überfüllt und unzählige Häuser stehen leer.“

Ich: „Naiver Junge! Weißt du nicht, daß dies durch Gesetz verboten ist? Daß der Hungernde, welcher vom selbstgeschaffenen Ueberflusse nimmt, des Verbrechens angeklagt und in den Kerker geworfen wird?“

Er: „Dann soll er zu den guten Menschen gehen und um eine Gabe bitten.“

Ich: „Auch dies ist durchs Gesetz verboten.“

Er: „Dann bleibt ihm eben nichts Anderes übrig, wie — Selbstmord zu begehen.“

Ich: „Auch das ist verboten.“

Er: „Was, es ist verboten zu arbeiten, wenn und wo man will? Verboten, vom Ueberflusse zu nehmen, wenn man hungert? Verboten zu betteln, wenn die Noth dazu treibt? Verboten, dem Elend zu entrinnen, wenn man es nicht mehr zu ertragen vermag? Und Ihr nennt Euch vernunft- und geistbegabte Menschen und prahlt mit Eurer Religion, Eurer Freiheit und Eurer Ordnung? Geht, geht, mir grant vor Euch; ich fürchte, Ihr seid nicht recht bei Verstand.“

Ich: „So ganz Unrecht hast du nicht. Aber sage mir, wer hat dich alles dies gelehrt?“

Er: „Meine Schwester, die Vernunft.“

Ich: „Und dein Name?“

Er: „Logit.“

Ich: „Ein Glück für dich, daß du nur auf privatem Wege deine Gedanken verlädest. Würdest du dies öffentlich thun, dann hätten die Schergen der Reichen dich längst ergriffen und als verdammungswürdigen Missethäter eingesperrt oder gar als Anarchisten gehängt.“

„So...?“ sagte zweifelnd d'rauf der Kleine, und sinnend ging er seiner Wege.

(San Franziskoer Arbeiterzeitung.)

Gesetlicher Wucher.

Die moderne Gesetzgebung erweist sich nach jeder Richtung hin als Klaffengehgebung, d. h. sie schützt ausschließlich die Interessen der besitzenden Klasse. So ist die gesetzliche Bestimmung, wonach Derjenige wegen Wuchervergehens bestraft wird, der mehr als 8 Prozent an Zinsen für Darlehen berechnet, eine Maßregel nur zu Gunsten von Mitgliedern der besitzenden Klasse, und zwar handelt es sich hier ganz besonders um den Schutz der Gentry des Beamten- und Kleinbürgertums.

Der Geist des Wuchergesetzes ist ungefähr in folgenden Worten ausgedrückt:

„Wer die Nothlage, den Leichtsinns oder die Unersparenheit eines Andern gelegentlich eines Darlehensgeschäfts, oder bei Prolongation einer Geldforderung benützt, sich oder einem Dritten Vermögensvortheile versprechen oder gewähren läßt, welche den üblichen Zinsfuß dergestalt überschreiten, daß nach den Umständen des Falles die Vermögensvortheile in auffälligem Miß-

verhältniß zu der Leistung stehen, macht sich des Vergehens des Wuchers schuldig.“

Nun wird aber von den Arbeitern ganz offen und ohne Scheu, diesem Gesetze diametral zuwiderhandelnd, vierundzwanzig Prozent genommen und das von einem staatlichen Unternehmers, von den Verfassämtern. Und auf dieses allein sind die Arbeiter angewiesen, wenn sie ein Darlehen aufstreiben wollen. Dem Wucherer, welcher als Deckung einen unter Umständen werthlosen Wisch, den Wechsel, erhält, wird das Maximum an Zinsen vorgeschrieben; das ist gewiß ganz recht. Die staatlichen Verfassämter jedoch, welche ein, das Darlehen an Werth weit übersteigendes Faustpfand als Deckung erhalten, überschreiten das gesetzliche Maximum um das Dreifache.

Die Lage der Müller.

Dem „Wähler“ gehen folgende Mittheilungen zu: Ich habe bis dato 602 Fragebogen hereinbekommen; in den betreffenden 602 Betrieben arbeiten 2303 Gesellen, 1049 nicht gelernte Hilfsarbeiter, 131 Lehrlinge. In einem Betriebe, in welchem 7 Gesellen beschäftigt werden, beträgt die tägliche Arbeitszeit weniger als 12 Stunden; in den übrigen Betrieben gestaltet sich die Arbeitszeit folgendermaßen:

Gesellen	Arbeiter	Lehrlinge	Betriebe	Tägliche Arbeitszeit Stunden
477	220	—	76	12
623	510	22	99	13—14
303	145	15	83	15—16
672	6	70	277	17—18
127	—	12	67	19—20
119	—	3	44	30—36
35	1	—	15	über 36

Zur Erklärung hierüber diene Folgendes: Diejenigen, welche 18 Stunden arbeiten müssen, haben zum Reinigen, Essen und Schlafen nur 6 Stunden übrig, wer nun 19—20 Stunden oder noch länger arbeiten muß, der hat eben noch weniger Zeit zur Befriedigung seiner Bedürfnisse. Da der Tag nur 24 Stunden hat, so ist eine 30—36stündige oder noch darüber hinausgehende Arbeitszeit so zu verstehen, daß der Arbeiter 36 Stunden hinter einander arbeiten muß, nach dieser Zeit hat er 12 Stunden frei und dann geht der Tag von vorne los. Wer nun, wie das oft vorkommt, noch länger als 36 Stunden, z. B. 40 Stunden arbeiten muß, der hat dann glücklich 8 Stunden frei. Diese Arbeitsweise ist in ganz Deutschland vorherrschend. Alle Sonntage müssen arbeiten:

1—6 Stunden 180 Gesellen, 1 Lehrling in 39 Betrieben
7—12 „ 352 „ 10 „ 91 „
13—17 „ 194 „ 19 „ 61 „

18—24 Stunden müssen alle 14 Tage arbeiten 1273 Gesellen und 91 Lehrlinge in 334 Betrieben. 142 Gesellen, 5 Lehrlinge in 57 Betrieben haben Sonntags 36 und mehr Stunden zu arbeiten und nur 222 Gesellen und 5 Lehrlinge haben in 80 Betrieben Sonntags 24 Stunden frei. Es ist auch hier noch sicher anzunehmen, daß Viele eine Arbeitszeit von Mittwoch bis etwa früh zur Kirche nicht gerechnet haben und ich glaube sicher, daß die Hälfte dies als Sonntagsruhe angegeben hat. Lehrlinge haben beim Müllergewerbe vor den Gesellen keine Vergünstigungen. — Zu bemerken ist noch, daß wir von dem ganzen weithin Sachsen, von Schlesien, Ost- und Westpreußen, Posen, Pommern und Westfalen kein oder doch nur wenig Material haben. Wäre das der Fall, so würde das Resultat noch viel — viel trauriger sein!

Vom Reichstag.

75. Sitzung.

Die zweite Beratung des Arbeiterjugengesetzes wird fortgesetzt mit der Debatte über § 120 (Fortbildungs- und Haushaltungsschulen).

Abg. Bebel (So.) ist für die Zwangsfortbildungsschule als Ergänzung der Volksschule. Der Unterricht könne aber nur wirksam sein, wenn die Schüler frisch und nicht übermüdet seien, und deshalb dürfte der Unterricht an Werktagen nicht nach Beendigung der Arbeitszeit stattfinden. Redner befürwortet im Weiteren auch den obligatorischen Besuch der Haushaltungsschulen und verlangt andererseits die Befreiung der Begünstigung der Innungs- und Fachschulen gegenüber den Fortbildungsschulen.

Abg. Szamula (Zr.) führt Klage über die geringen Erfolge des Schulunterrichts in Oberschlesien, welche er auf den mangelhaften Sprachunterricht zurückführt. Redner erklärt sich gegen den obligatorischen Fortbildungsumricht sowie gegen den Unterricht am Sonntag.

Abg. Stöcker (kon.) behauptet, daß die Jugendschulen mehr leisteten als die Fortbildungsschulen. Für ganz verfehlt hält er die Haushaltungsschulen. Während des Gottesdienstes Fortbildungsschulunterricht zu erteilen, hält er für ganz unthunlich.

Abg. Heine (So.) entgegnet dem Vorredner, die Wissenschaft gehe über die Religion und sie werde auch die Kirche und die Religion, namentlich des Abg. Stöcker, tor machen. Die christliche Kirche wolle keine Bildung des Volkes, weil dadurch ihre Herrschaft gebrochen würde.

Abg. Dr. Dertter (Zr.) weist diese Anschuldigung gegen die Kirche zurück. Die Fürsorge der Kirche für die Arbeiter sei weit älter als die Bestrebungen der sozialdemokratischen Partei.

§ 120a wird mit dem Antrage Dr. Hartmann und dem Unterantrage Dr. Schäbler (Verpflichtung des Gottesdienstes bei der Festlegung der Unterrichtsstunden) und dem Kompromißantrage Dr. Gutschick-Hartmann auf Einschränkung der Begünstigung der Innungsschulen unter Ablehnung der übrigen Anträge (über Haushaltungsschulen, Zeit des Unterrichtes und Unterrichtssprache) angenommen.

76. Sitzung.

Zweite Beratung des Militäretats. Jetzt wird die Sache gleich interessanter, denn es handelt sich nicht mehr um die lumpigen Arbeiter, sondern um das Militär.

Titel 13a fordert zu Dienstprämien für Unteroffiziere die Lappalle von 4 1/2 Millionen.

Kriegsminister v. Rautenborn-Stachau begründet die Forderung damit, daß es an Unteroffizieren fehle.

Abg. Pinze (Zr.) erklärt den Unteroffiziermangel durch die letzten Heeresvermehrungen.

Reichsfinanzler von Caprivi Als die Regierung auf das Sozialisten-zieg verzichtete, war sie sich klar, daß einmal der Kampf gegen die Sozialdemokratie mit geistigen Waffen geführt werden müsse, sobald aber, daß, wenn auch ein Sozialistengesetz als Ganzes nicht wieder eingebracht werden würde, doch alle diejenigen Maßregeln getroffen werden müßten, die sich im Laufe der Zeit als notwendig herausstellten, um der Sozialdemokratie entgegenzutreten, sei es, indem man ihr den Boden unter den Füßen wegnimmt oder ihr in offenem Kampf entgegentritt. Auch die Unteroffizierfrage

spielt hierbei eine Rolle, sowohl bezüglich des Unteroffiziers im aktiven, als später im Zivildienst. Niemand ist ja in der Lage, die Herren Sozialisten ganz zu befriedigen (Heiterkeit). Aber es muß doch wenigstens alles geschehen, um zu verhindern, daß die Unteroffiziere zu Mißvergütungen erzogen werden. Was bietet denn jetzt die Zivilversorgung? Wenn der Zivilversorgungsberichtigte qualitativ den Anforderungen der Zivilbehörde nicht entsprechen kann, so wird er kaum weiter vorrücken können. Eine große Zahl von Unteroffizieren muß jahrelang umhergehen und nach einer für sie passenden Stellung suchen. Schon die Uebergangszeit ist eine Quelle des Mißvergütens. Eine große Zahl der nominell für den Unteroffizier offenen stehenden Stellen kann bei dem Bildungsgrad, den wir heute durchschnittlich von dem Unteroffizier fordern müssen, wahrlich nicht als eine Belohnung angesehen werden. Wir müssen aber bei der zunehmenden Bildung der Nation solche Anforderungen an die Unteroffiziere stellen; denn nur in dem Grade werden dieselben ihre Stellung als Vorgesetzte halten können, als sie sich ihren Untergebenen gegenüber überlegen fühlen. Das wird aber unter gewöhnlichen Verhältnissen schon dadurch erschwert, daß wir in die Armee Leute bekommen, die nach dieser Richtung ungleich schlechter vorgebildet sind als früher. Es ist nun einmal unleugbar eine gewisse Nachlässigkeit eingerissen. Diesen Elementen gegenüber als Vorgesetzte die Autorität zu erhalten, ist sehr schwer. Wenn nun schon unter gewöhnlichen Verhältnissen die Erhaltung der Disziplin erschwert wird, so wird das noch schwerer werden, wenn wir uns Zeiten vergegenwärtigen, in denen es zum Kampfe gegen die Sozialdemokratie kommt. Ich meine noch nicht den wirklichen Kampf. 1848 befand sich die Armee in sehr schwierigen Verhältnissen, war aber ungleich besser daran als heutzutage. Denn damals waren nicht eine lange Schulung der Ideen, eine lange Erziehung zu verderblichen Ideen vorangegangen, sondern diese Ideen traten plötzlich hervor, und es war das allgemeine Gefühl: Was wird nun? Da waren die alten Unteroffiziere den noch in keiner Weise sozialistisch angehauchten Mannschaften gegenüber viel besser daran als unsere Unteroffiziere heutzutage, wo die Sozialdemokraten den Versuch machen, in die Armee einzudringen. Und wenn ich nun den äußersten Fall annehme, daß es einmal zum Kampfe mit der Sozialdemokratie kommt, so bedürfen wir für diesen Kampf noch eine viel bessere Disziplin und viel bessere Unteroffiziere als im Kampfe gegen den Feind. Vor dem Feinde kann auch eine nicht so ausgebildete Truppe durch Patriotismus, durch erhebende Gefühle in einem Grade von Eiferfähigkeit versetzt werden, der sie zu großer Leistungsfähigkeit bringt. Hier haben wir aber keinen Faktor, der geeignet wäre, solche Gefühle zu erregen. Da hat Jeder das Gefühl: Wir stehen hier Landsknechten gegenüber.

Abg. Dr. Hammacher (nl.): Das Einkommen der Unteroffiziere ist zu niedrig. Kein Arbeiter würde mit einem Lohn von 2 Mark, auch in gesicherter Lage, zufrieden sein. (Ach, er muß oft genug mit 50 Pfennigen zufrieden sein. Oder hat Herr Hammacher noch nie etwas von den schlechten Weibern gehört? Zwei Mark! Und der durchschnittliche Arbeitslohn in Deutschland beträgt weniger wie zwei Mark!)

Abg. Hauffmann (Köllepp.): Als ein ganz neues Motiv für die Prämien hat heute der Reichstanzler angeführt, daß sie dazu dienen sollten, die Unteroffiziere vom Abfall in das sozialdemokratische Lager abzuhalten. Meiner Ansicht nach ist es ein viel staatsverträglicheres Moment, die Zufriedenheit in der Bevölkerung möglichst zu kräftigen. Die Bevölkerung hat nun einmal die Vorstellung, daß unsere Militärausgaben in einer zu rapiden Weise wachsen, und wenn wir die 4 1/2 Millionen bewilligen, so wird die Zufriedenheit der Bevölkerung in viel rapiderer Weise abnehmen, als die Zufriedenheit der Unteroffiziere zunehmen wird.

Abg. Grillenberger (So.): Wir lehnen diese Forderung ab. Für Bewilligung zu Kulturzwecken sind wir immer zu haben, aber nie für Erweiterung des Militärwesens. Wenn auch der Großgrundbesitz in Folge der Schnapsalibeschneidung und der Getreidezölle eine steigende Lebenshaltung hat, so ist das doch bei den Arbeitern nicht der Fall, diese werden im Gegenteil durch jene Liebesgabe erheblich benachteiligt. Der Kriegsminister als Chef

der Militärwerkstätten sollte wissen, daß die Löhne nicht steigen, sondern daß sie sinken. Wir sind überhaupt keine Freunde des Prämienwesens. Wenn man die Leute anständig bezahlt, so wird man keine Prämien brauchen. Wir haben nichts dagegen, daß die Unteroffiziere besser bezahlt werden, aber bewilligen werden wir Ihnen nichts dazu. Sie können das erreichen im Rahmen dessen, was wir heute schon bewilligen. Wenn nicht so viele Offiziere, die noch dienstfähig sind, pensionirt würden, so läme dabei mindestens das heraus, was für eine bessere Besoldung der Unteroffiziere nötig ist. Der Militarismus ist der Krebsknoten an dem Marke des Volkes. Sie stürzen ihn künstlich, indem sie es verschiedenen Bevölkerungsklassen unmöglich machen, Offiziere zu stellen. Sie würden über einen Mangel an Unteroffizieren nicht zu klagen haben, wenn Sie es ihnen möglich machten, Offizier zu werden. Viele Unteroffiziere haben eine höhere allgemeine Bildung als die Offiziere. Der Reichstanzler hat gemeint, durch die Vorkhaltung des rothen Gespenstes so auf die verschiedenen Parteien wirken zu können, daß sie sich entschließen, diese Position zu bewilligen. Aber es handelt sich hier gar nicht um Dienstprämien, sondern vielmehr um Beförderungsprämien. Wodurch haben wir denn dem Herrn Reichstanzler Veranlassung gegeben zu der Vermuthung, daß es notwendig sein werde, gegen die Sozialdemokratie zu hauen und zu stechen? Haben wir nicht oft genug erklärt, daß wir keine Revolution wollen? Glaubt der Herr Reichstanzler, daß solche Aeußerungen auf die arbeitende Bevölkerung einen guten Eindruck machen, daß sie zur Verhöhnung der Klassen beitragen? Stehen solche Aeußerungen auch mit dem Prinzip der Volkswirtschaft im Einklang? Die Unteroffiziere halten es deswegen nicht bis zum Ablauf ihrer Kapitulationszeit aus, weil die Stellen, welche ihnen durch den Zivilversorgungschein offen stehen, wahrhaft wenig verlockend sind. Die Besoldung der Stellen, welche sie bekleiden können, ist eine gradezu klägliche. Den höheren Ständen, welche die höheren Ämter bekleiden wird alles in den Rücken geworfen. Und doch, wie leicht kann das Volk zufrieden gestellt werden, wenn man die Getreidezölle abschafft und die unteren Beamten besser besoldet.

77. Sitzung (Fortsetzung.)

Bündthorst (Zentr.): Wenn Herr Grillenberger auf dem Reformboden steht, so braucht er keine Angst zu haben; der Herr Reichstanzler hat bloß anarchoistische Exzesse gemeint. In Deutschland giebt es überhaupt keine Anarchisten.

Abg. Richter (Dr.): Wenn die schlechte Lage der Unteroffiziere damit begründet wurde, daß die ältesten Sergeanten durchschnittlich nur 2 Mark täglich erhalten, so vergißt man, daß die ganze Station, Wohnung, Kleidung, Verpflegung und Steuerbefreiung nur mit 80 Pf. berechnet ist. Wo ist man aber im bürgerlichen Leben im Stande, für 80 Pf. sich das zu verschaffen, was die Unteroffiziere erhalten? Die Schätzung ist also eine sehr zweifelhafte. Die Regierungsvorlagen stehen miteinander in Widerspruch. Hier wird gesagt, die Prämien müssen ausgesetzt werden, um Leute herauszulocken, die jetzt fehlen, einige Kapitel weiter wird gesagt, es müssen zwei Unteroffizierschulen neu geschaffen werden, weil wir sonst dem großen Andrang zu den Unteroffizierschulen nicht Rechnung tragen, und es wird schließlich angeführt, daß während die drei Unteroffizierschulen jährlich nur 465 Knaben aufnehmen können, sich im Durchschnitt der drei letzten Jahre 759 Knaben gemeldet haben, welche die Laufbahn als Unteroffiziere einschlagen wollen, und die Eltern werden sich doch über die Verhältnisse im Unteroffizierkorps in der Zivilversorgung vorher erkundigt haben.

Reichstanzler v. Caprivi: Die Unteroffiziere sollen die Laufbahnprämie nicht haben, um dafür zu sterben, sondern wir wollen bessere Elemente bekommen und die guten Elemente lange erhalten. Die Unteroffiziere sterben nicht für Geld, sondern für die Ehre. Die Ehre dem materiellen Gewinn vorzuziehen, ist seit jeher in dem Offizierkorps Brand gewesen (1806???) und im Unteroffizierkorps ist es ebenso. Wir stehen aber vor schwierigeren Verhältnissen, und für diese brauchen wir bessere Unteroffiziere als vorher. Wenn ich von der Sozialdemokratie gesprochen habe, so habe ich andererseits keinen Zweifel darüber gelassen, daß wir der Gefahr ganz ernst ins Auge sehen. Durch die Vorlagen, welche die Regierung seit Jahren gemacht hat, ist zur Genüge bewiesen, daß wir uns der Pflicht bewußt sind, organisch einzuwirken, und

wenn irgend ein berechtigter Grund zum Mißvergütigen für die Sozialdemokraten da sein sollte, dem entgegenzutreten. Wir wollen in dieser Richtung ein gutes Gewissen haben, wir wollen aber in einer anderen Richtung, wenn, was Gott verhüte, es zu ernstlichen Dingen kommen sollte, auch eine feste Hand haben.

78. Sitzung. (Fortsetzung.)

Abg. Engel, den Herbegebern für die Herren Offiziere einige Abstriche gemacht werden, ist unseren Lesern wohl gleichgültig. Einige interessante Ausführungen bei Tit. der Kadettenanstalten macht

Abg. Hinge (Dr.): Man hat als Grund für die Vermehrung des Kadettenkorps den großen Andrang zu den Kadettenschulen angegeben. Dieser Andrang ist aber nicht auf natürlichem, sondern auf künstlichem Wege entstanden, indem man seit 1886 durch Umwandlung der Pensionärstellen in etatsmäßige und Freistellen die Kadettenerziehung außerordentlich verbilligt hat. Während 1886 der durchschnittliche Erziehungsbeitrag 264 Mk. betrug, beträgt er jetzt nur 217 1/2 Mk. Es sollen aber damit einem eng geschlossenen Kreise von Berufsständen ganz außerordentliche Vortheile für die Erziehung ihrer Söhne gegeben werden. Einer solchen einseitigen Bevorzugung einer Kategorie von Berufsständen treten wir aber entgegen. Will man das Offizierkorps ergänzen, so soll man es aus der breiten Masse des Bürgerthums heraus thun. Was aus dem Deutschfreisinnigen ins Deutsche übergeht heißt: Wenn das Volk die Erziehung der Herren Söhne der Aristokratie bezahlen muß, so sehen wir nicht ein, weshalb es nicht auch die Erziehung der Bourgeoisprökölinge bezahlen kann. Gegen die Logik ist allerdings nichts einzuwenden.

Abg. Frhr. v. Huene (Zentr.): Der Staat hat ein Interesse daran, unbemittelten Offizieren, den Wittwen von Leuten, die uneigennützig (trügen ihre Löhnung) im Dienste des Vaterlandes ihr Leben gelassen haben (dafür werden die Offiziere ja bezahlt), die Erziehung der Kinder zu erleichtern, und man erweist zugleich damit den Armen einen Dienst.

Abg. Dr. v. Frege (l.): Die Ausbildung in den Kadettenanstalten macht die Offiziere auch zu bürgerlichen Berufen besonders geeignet.

Eine weitere Debatte entspinnt sich über die Frage der Unteroffizierschulen.

79. Sitzung (Fortsetzung.)

Unbedeutende Debatten über neue Kasernenbauten, und dergleichen.

80. Sitzung.

Die zweite Etatsberathung wird fortgesetzt mit dem Etat der Eisenbahnverwaltung.

Abg. Brömel (Dr.) bringt die Reform der Personentaxen zur Sprache. In Bezug auf die schlechte Ausnutzung der Personentaxen liefern die Reichseisenbahnen noch erheblich ungünstigere Ergebnisse als die künftigen deutschen Bahnen. Denn bei ihnen beträgt die Ausnutzung nur 22,55 pCt., während sie auf allen deutschen Staatsbahnen immerhin noch 24,48 pCt. beträgt. Die preussische Staatsbahnverwaltung hat eine Reform der Personentaxen in Aussicht genommen, auf 2, 4, 6 Pf. pro Kilometer. Es wäre durchaus geboten, auch für die Reichseisenbahnen zunächst an diese Sätze anzuknüpfen. Nur eine Preidermässigung habe eine Erhöhung des Verkehrs und bessere Ausnutzung des Materials zur Folge und liefere Mehrerträge, wogegen eine Taxierhöhung sogar Einnahmehausfälle herbeiführen könne. Der ungarische Personentaxen habe trotz seiner in Bezug auf Einfachheit viel zu wünschen lassenden Gestaltung doch große Erfolge gezeitigt, welche die deutschen Eisenbahnverwaltungen zu einem kühneren Vorgehen wohl veranlassen könnten.

Geb. Rath Baderzapp: Eine Taxiermässigung würde die benachbarten badischen und württembergischen Bahnen schädigen.

Im weiteren folgt eine Debatte über das Schienenkartell, bei der jedoch, wie gewöhnlich, bloß die ollen Kamellen vorgebracht werden, welche schon längst in der Presse besprochen sind.

Empfehle Freunden und Genossen mein reichhaltiges Lager von

Cigarren u. Tabake.

Dieselbst Zahlstelle des Metallarbeiter-Vereins und der Gürtler-Gilde. Haupt-Agentur der Berliner Feuer-Versicherung.

Otto Klein

Rottbuser Damm 14, früher Nitterstr. 15.

Allen Parteigenossen empfehle meine

Destillation.

Weiß- und Bayerisch Bier-Lokal.

Große Zimmer für Gewerkschaften stehen zur Verfügung.

Adolph Flick,

SW., Simonstr. 23.

Allen Freunden und Genossen

empfehle mein

Weiß- und Bayerisch-Bier-Lokal.

Vorzüglische Speisen und Getränke in großer Auswahl.

Vereinszimmer steht zur Verfügung.

Carl Pfister, Eisenbahnstr. 35.

Kranzbinderei u. Blumenhandlg.

J. Meyer

Berlin SO., Wienerstraße 1, (in der Ecke bei der Mantelstraße).

Bekannte Preise. Auch Versandt.

Pünktlich und gut.

Fernsprecher, Amt IX, 9482.

Allen Parteigenossen empfehle mein

Weiß- u. Bayerisch-Bierlokal

Potsdamer Bier.

August Insinger

Krautstr. 48.



Solidarität!
Arbeiter! Nur Güte, welche nebenstehende Marke unter dem Schweißleder tragen, bieten Garantie, daß den Verfertigmern gerechter Lohn wurde!
Kauft nur Güte mit dieser Marke!

!!! Aufruf !!!

an alle zielbewußten Arbeiter Deutschlands!

Wer ohne finanzielle Opfer helfen will, daß den Arbeitern der Hutbranche gerechter Lohn werde, wer daran helfen will, daß ohne Streiks im Hutgewerbe der achtstündige Arbeitstag eingeführt werde und dadurch Platz geschaffen wird für Tausende von Arbeitern, welche jetzt elend auf der Landstraße verkommen, laufe in Zukunft nur Güte, in denen obige Marke eingeklebt ist. Das Einkleben der Marke beim Kaufen ist Pflicht, die Marke muß schon vorher im Gute kleben.

— Wir bitten, genau auf den Text der Marke zu achten —

Berlin, 1890.

Für die Arbeiter der Hutindustrie:
Die Kontrol-Kommission.

Die seit 1877 bestehende, weltbekannte

Uhrenfabrik

von

MAX BUSSE

157. Invaliden-Strasse 157, neben der Markthalle,

verkauft jetzt sämtliche Uhren zu bedeutend herabgesetzten Preisen.

Für jede Uhr wird reelle Garantie geleistet

Grosse Abschlüsse mit Pforzheimer und Hanauer Fabrikanten ermöglichen derselben Firma den Verkauf von

Gold-, Silber-, Granaten- und Korallenwaaren zu fabelhaft billigen Preisen.

Spezialität: Ringe.

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste ausgeführt.



Allen Freunden und Genossen empfehle mein

Weiß- u. Bayerisch-Bier-Lokal.

1 Saal zu Versammlungen und 2 Vereinszimmer stehen zur Verfügung.

Herrmann Wuttke,

Friedrichsbergerstr. 24 pt.

Albert Auerbach,

Berlin S., Rottbuser Damm 7.

Schuh- und Stiefel-Lager

für Herren, Damen und Kinder.

Reelle Bedienung. — Feste Preise.

Empfehle den Genossen meine

Glaserei u. Bildereintrahmung.

Bilder und Portraits

in allen Größen.

Besonders empfehlenswert:

Die Arbeiter-Bewegung im Jahre 1890.

Bestellungen wegen zu weiter Entfernung brieflich. Aufträge werden prompt ausgeführt.

Bestellungen nach Auswärts werden schnellstens ausgeführt.

Karl Scholz,

Wrangel-Strasse 32 part.

Wer sparen will, bestelle Käse.

Best. Holl. Käse à Centner 24.—

Best. Limburger Käse à Centner ... 23.—

Best. Schweizer Käse à Centner 30.—

ab hier gegen Nachnahme empfindlich

Julius Werner, Krautstr. 1. 6.

10 Pfund-Predepochell. 3.40 und 3.30

und 4.— portofrei.

Zigarren eigener Fabrik

von H. Bräuer, Reichenderstraße 143.

Freunden und Genossen bestens empfohlen.

Freunden und Genossen theile hierdurch mit,

daß ich Schleißstr. 35 ein

Zigarren- u. Zeitungsgeschäft

eröffnet habe.

Fr. Schulz.